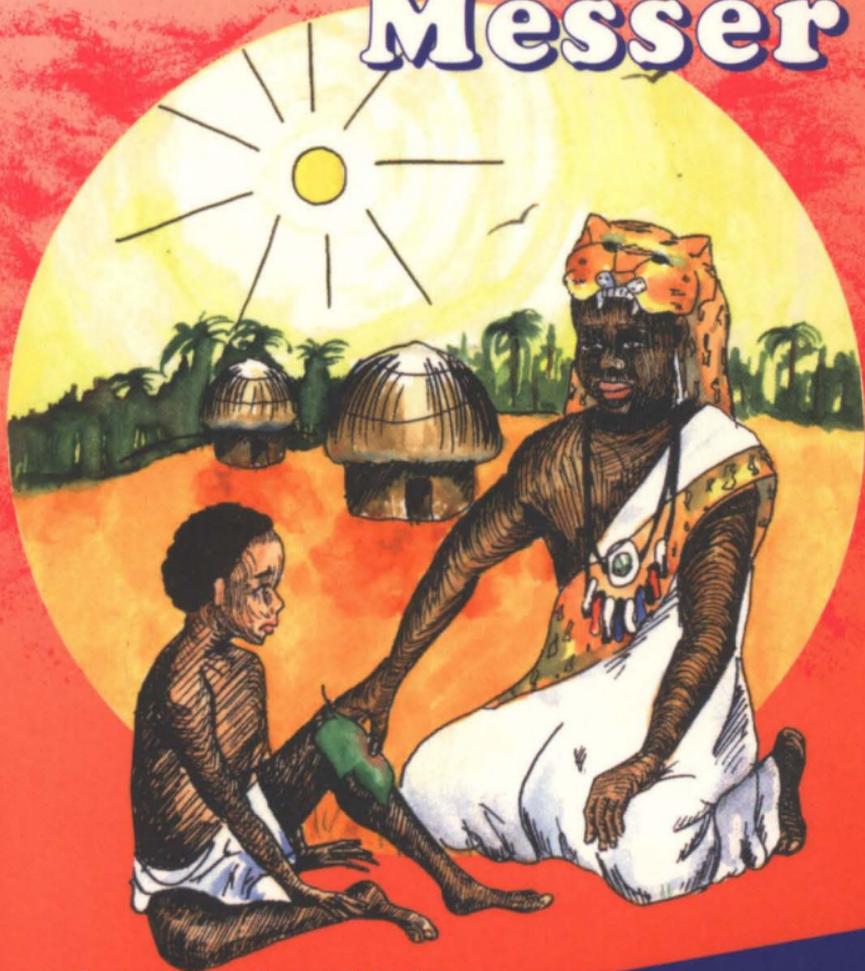


Das

heilende Messer



und andere Geschichten,
Quizfragen,
Spiele,
Rätsel und Bastelideen

Ruth Frey

ISBN 3-501-01371-X (johannis)

ISBN 3-932308-08-5 (CMVB)

1. Auflage: 1972

© 1998: CMVB, Christliche Missions-Verlags-
Buchhandlung, Bielefeld

Gesamtgestaltung: CMVB

Druck: St.-Johannis-Druckerei, C. Schweickhardt
GmbH & Co KG

Printed in Germany

Inhalt

Erzählungen:

Das heilende Messer	7
Der rote Schlitten	20
Jimmie hält durch	28
Mariams Großvater schimpft	41
Der Spielverderber	54
Hinaus mit dir!	60
Ein besonderer Maßstab	66
Paulo hält sein Versprechen	74
Der Götze mit dem Elefantenkopf	85
Go-E schweigt nicht	94
Sammy, der Negersklave	103
Ob ich es packen kann?	114

Die Rätsel, Spiele und Bastelideen sind zwischen den Erzählungen eingestreut.

Das heilende Messer

Vor einem kleinen Lehmhaus in Afrika saß Zie. Sein entzündetes Bein hatte er weit ausgestreckt, um den Schmerz besser ertragen zu können. Da hockte er nun und wunderte sich: Wie ist es nur möglich, dass ein kleiner Schnitt, den ich sorgfältig mit einem Blatt bedeckt habe, so schmerzt? – Wann wird Mutter endlich zurückkommen? Sie hat mir doch versprochen, mit dem Zauberdoktor vor dem Mittagessen hier zu sein. Hoffentlich hat er eine kräftige Medizin, damit der böse Geist aus meinem Bein verschwindet!

Eilige Schritte näherten sich. Die Mutter! Das Tuch, das sie sich als Kleid umgeschlungen hatte, war von dem langen Weg noch staubiger als sonst. Sie lächelte. »Nur Mut, Zie, der Zauberdoktor kommt gleich.«

»Bringt er einen starken Zauber mit, Mutter?«

»Ich glaube schon. Sieh – da ist er.«

»Nun, Junge, was fehlt dir?« Furchtsam deutete Zie auf sein Bein. Er hatte Angst vor dem Mann mit dem Leopardenfell und den vielen Amuletten um den Hals. Sicher war er ein

mächtiger Mann, der einen Geist verjagen konnte.



»Hm, das sieht schlimm aus!, meinte der Zauberdoktor, nachdem er das Blatt entfernt hatte. »Da brauchen wir eine gute Medizin.« Leise vor sich hinmurmeln, rührte er einen Brei aus Lehm und Schmutz an und strich ihn auf die

Wunde.

»Au! Au!« schrie der Junge, »hör auf, das tut so weh.«

Der Zauberer blickte ihn streng an: »Es ist gut, wenn es weh tut. Dann fängt der böse Geist an zu kämpfen und kommt heraus. Lass dies darauf liegen. Die Medizin wird den bösen Geist überwältigen, er wird dann bald verschwinden. Und nun, Watuma«, wandte er sich an die Frau, »wo ist das Geschenk für diese Medizin?«

Noch lange schaute Zie dem Zauberer nach. Sein Bein brannte und klopfte schlimmer als vorher. Aber er wollte gehorsam sein und die Medizin wirken lassen. So ein mächtiger Zauberer musste es ja wissen.

Einige Tage später saß er wieder im Schatten und wartete auf die Mutter. Sie holte den Zauberdoktor zum zweitenmal.

Der Geist in meinem Bein muss sehr stark sein, dachte Zie. Hoffentlich hat der Zauberer diesmal eine bessere Medizin. Der Geist will nicht heraus. Nachdenklich schaute er zum Dschungel hinüber: Ob der weiße Mann mir helfen könnte?

Vor einigen Wochen ist einer hier gewesen. Er hat von einem Mann erzählt, den er Jesus nannte. Der soll viele Kranke geheilt haben. Ich möchte wohl mehr davon hören. Und der weiße Mann redete auch von einem Ort, an dem man gesund werden kann. Ob ich dahin gehe? Es ist nur sehr weit. Ich müsste einen hal-

ben Tag laufen. Vielleicht hilft mir die neue Medizin doch. Da hinten kommt der Zauberer schon.

Sein Herz zog sich wieder in plötzlicher Furcht zusammen, als er in das schrecklich bemalte Gesicht sah. Der Zauberer beachtete den Jungen gar nicht. Er warf nur einen Blick auf das Bein und erklärte: »Watuma, diesmal brauche ich ein Huhn. Und du, Zie, kommst mit. Wir machen eine besondere Medizin, die wird dir bestimmt helfen.« Mühsam humpelte der Junge hinter dem Zauberer und der Mutter her zum Opferstein. In einiger Entfernung blieben sie stehen. Der Mediziner murmelte seltsame Worte vor sich hin und tötete das Huhn. Aufmerksam beobachtete er, wie es noch ein Stück weiterflatterte und dann liegenblieb. Er betrachtete es genau und wandte sich dann an den Jungen: »Die Zeichen stehen gut. Dein Bein wird bald gesund sein. Ich nehme das Huhn mit und brauche noch ein Geschenk für die Medizin.«

Wieder vergingen zwei Tage. Zie konnte es vor Schmerzen kaum aushalten. Sein Bein tat so sehr weh. Es klopfte und brannte. »Ein ganz starker Geist muss darin sein«, stöhnte er verzweifelt. »Er ist mächtiger als die Medizin. Sie hat wieder nicht geholfen. Ob ich doch zu dem weißen Mann gehen soll?«

Früh am dritten Tag stand er mit einem kräftigen Stab in der Hand vor der Mutter. »Ich gehe zu dem weißen Mann. Vielleicht kann er

mir helfen. Trotz der vielen Geschenke nützt die Medizin des Zauberdoktors nichts.«

»Junge«, rief die Mutter erschrocken, »tu das bloß nicht. Weißt du, was der weiße Mann macht? Er nimmt sein scharfes Messer und schneidet dein Bein ab. Der Zauberdoktor hat es mir erzählt. Manchmal schneidet er auch einen Arm ab.

Ja, ...«, hier wurde ihre Stimme heiser vor Angst, »er schneidet den Menschen auf und nimmt das Herz heraus. Sie stehlen das Leben mit ihren blitzenden Messern. Ach, Zie, geh nicht! Ich weiß, dass es dir nicht hilft. Sie werden dir etwas Böses tun. Und ich sehe dich nie wieder.«

»Ha, das sind nur Worte von Frauen! Ich bin schon fast ein Mann.« Der kranke Junge reckte sich. »Ich habe keine Angst. Ich werde doch hingehen, und ich komme nicht eher zurück, bis mein Bein gesund ist.«

Seine Worte hörten sich tapfer an, aber in seinem Herzen fragte sich Zie: Sollte die Mutter doch recht haben? Die weißen Menschen waren oft so komisch. – Aber was sollte er tun? Er wollte gesund werden. Ihm blieb keine andere Wahl.

Nur langsam kam er vorwärts. Wenn die Schmerzen zu stark wurden, musste er sich ausruhen. Der Abend war schon hereingebrochen, als er endlich die Missionsstation erreichte. Da er niemanden kannte, blieb er im Freien und suchte sich einen Stein zum Schlafen. Früh

am nächsten Morgen humpelte er wieder zur Station.

Viele Menschen hatten sich schon versammelt. Höflich verneigte sich Zie vor einem Mann, der einen schönen weißen Kittel trug. »Grüße die Morgensonne! Ist dies der Ort, an dem man geheilt wird?«

»Ja«, nickte der. »Möchtest du den weißen Doktor sprechen?« Der Junge nickte: »Ich habe einen besonders bösen Geist in meinem Bein. Kann der weiße Mann den austreiben?« – »Sicher wird dir der weiße Doktor helfen«, antwortete der Mann im weißen Kittel. »Aber zuerst musst du dich hierher setzen und zuhören. Ich lese jetzt etwas aus dem Wort Gottes vor. Das zeigt dir, wie auch dein Herz gesund werden kann.

Zie setzte sich gehorsam zu all den anderen. Hm, dachte er, die glauben wohl auch, dass der weiße Mann eine bessere Medizin hat als unser Zauberdoktor.

Der weißgekleidete Mann nannte sich Pfleger. Er las etwas aus einem Buch vor und erzählte von einem Mann, der Jesus hieß: »Jesus ist Gottes Sohn. Er ist auf die Erde gekommen und hat den Menschen den wahren und lebendigen Gott gezeigt. Sie aber haben ihn an ein Kreuz geschlagen. Und Jesus ist gestorben, damit alle Menschen von der Sünde in ihrem Leben geheilt werden können. Diese Sünde macht uns böse. Ihretwegen haben wir Angst und opfern den Geistern.

Aber wenn wir Jesus in unser Leben kommen lassen, werden wir frei. Er hat mit seinem Tod all das Schlechte auf sich genommen, das wir getan haben. Wir brauchen den Geistern nie mehr zu opfern, weil Jesus für uns alle das große Opfer gebracht hat. Wenn er in uns lebt, haben wir große Freude und tiefen Frieden.«

Zie dachte lange darüber nach. Diese Worte hörten sich seltsam an. Wie schön musste es sein, keine Angst mehr zu haben. Aber was war mit dem bösen Geist in seinem Bein? Ihm fiel ein, was der Zauberdoktor gesagt hatte. Hier auf dieser Station war alles so anders.

Zie wagte nicht zu sprechen, denn jetzt ging der Pfleger von einem zum anderen und gab jedem einen weißen Zettel mit einer Zahl darauf. Was mochte das bedeuten? Einer der Männer sah die Angst des Jungen und erklärte ihm: »Wenn deine Nummer aufgerufen wird, gehst du zum Doktor drüben in das Gebäude.« - »Was macht er denn?« - »Er wird dir helfen, gesund zu werden.« - »Aber ich kann nicht lesen«, jammerte Zie. Alles war so fremd. Er kam sich ganz verlassen vor. »Keine Angst«, tröstete der Mann, »ich helfe dir.«

»Nummer neun, bitte«, ertönte nach einiger Zeit die Stimme des Pflegers.

»Das bist du«, nickte Zies freundlicher Nachbar aufmunternd. »Geh nur, es wird schon alles gut werden.«

Zie humpelte zur Tür. Sein Herz schlug so wild, wie noch nie in seinem Leben. Die Gedanken wirbelten durcheinander: Was würde mit ihm geschehen? Was wird der weiße Doktor tun? – Der Pfleger hob ihn auf einen hohen, weißen Tisch. »Wie heißt du?« – »Zie Cone.« Sogar Zies Stimme hörte sich anders an als sonst. – »Und was fehlt dir?« – »Ein böser Geist ist in meinem Bein.« – Der Pfleger redete in einer seltsamen Sprache mit dem Arzt. Der nickte und begann Lehm und Schmutz vorsichtig zu entfernen. Es tat sehr weh, aber Zie biss die Zähne zusammen. Er wollte nicht wie ein Baby weinen. Endlich konnte der Arzt die entzündete Wunde sehen. Das Bein war doppelt so dick wie das gesunde. Vorsichtig tastete er die Schwellung ab. Dann wandte er sich dem Pfleger zu und sagte etwas in jener fremden Sprache. Der schaute Zie an: »Zie, der Doktor sagt, er muss die böse Stelle an deinem Bein ausschneiden, damit du wieder gesund wirst.« – »Nein, o nein«, brüllte Zie. Mit einem Satz war er vom Tisch herunter, durch die Tür, aus dem Haus hinaus und im Dickicht hinter der Missionsstation verschwunden.

Dann konnte er nicht mehr. Er fiel zu Boden und war so verzweifelt wie noch nie in seinem Leben. Er wusste nicht, was mehr weh tat, sein Bein oder sein Herz. »Mutter hat doch recht gehabt«, schluchzte er. Der weiße Doktor wollte sein Bein abschneiden. Zie hatte die scharfen Messer gesehen. Was sollte er tun? Konnte

ihm niemand helfen? Erst redeten sie so freundlich, und dann wollten sie sein Bein haben.

Wie lange er so gelegen hatte, wusste er nicht. Schließlich hörte er seinen Namen rufen: »Zie, Zie.« Es war der Pfleger. Erst wollte Zie nicht antworten, aber dann stieß er doch zögernd hervor: »Hier bin ich.« Das Gebüsch teilte sich, und der Pfleger, diesmal ohne weißen Kittel, setzte sich neben ihn. Eine Zeitlang sagte er gar nichts. Dann schaute er den Jungen an. »Sag mal, warum bist du eigentlich weggelaufen?« – »Meine Mutter hat gesagt, der weiße Mann würde mein Bein abschneiden. Und das will ich nicht. Ich will meine Beine behalten. Warum wollt ihr das tun? Wollt ihr einen neuen Zauber davon machen?« Er kämpfte schon wieder mit den Tränen.

Freundlich legte ihm der Pfleger die Hand auf den Kopf. »Sieh mal, Zie«, sagte er, »der Doktor will dein Bein gar nicht abschneiden. Das hat er auch nicht gesagt. Er will nur das Böse aus deinem Bein herausschneiden. Dann wird an der Stelle richtiges, gutes Fleisch nachwachsen, und du wirst bald wieder ganz gesund sein.« – »Wirklich?« Ungläubig drehte sich Zie um. »Weißt du das ganz genau?« – »Natürlich, ich arbeite schon viele Monate mit dem Doktor zusammen. Was er sagt, tut er auch. Er hat schon viele böse Entzündungen operiert. Ich habe es selbst gesehen. Oft waren sie schlimmer als dein Bein. Und die Leute sind nachher

wieder ganz gesund geworden. Willst du nicht mitkommen?« Eine Weile zögerte der Junge. Dann nickte er: »Ich muss. Der Zauberer hat mir nicht geholfen. Und ich will nicht sterben, weil ein böser Geist in meinem Bein sitzt.« – Der Pfleger half ihm in das Gebäude zurück.

Kurze Zeit später war alles vorbei. »Hier kannst du schlafen«, sagte der Pfleger und wies auf eine Matte. »Du hast niemanden mitgebracht, der für dich kocht, so wird meine Frau dir jeden Tag das Essen bringen. Wenn es dir besser geht, kannst du dafür arbeiten.«

Es dauerte viele Tage, bis das Bein gesund wurde. Aber es tat nicht mehr weh. So war Zie guter Dinge. Jeden Tag besuchte ihn der Pfleger und erzählte ihm und den anderen Kranken von Jesus. »Er kann die Entzündung des Herzens heilen«, sagte er oft. Jedesmal, wenn Zie diese Worte hörte, spürte er einen Schmerz in seinem Herzen. Er dachte daran, wie oft er den Geistern geopfert hatte. Alle seine Lügen und Diebstähle fielen ihm ein. Als ihn der Pfleger eines Tages fragte: »Sag mal, Zie, möchtest du nicht, dass der Heiland in dein Herz kommt, damit es auch so gesund wird wie dein Bein?« Da rief er: »O ja, ich habe große Schmerzen in meinem Herzen, die möchte ich los sein. Sag mir, wie.«

In den letzten Tagen seines Aufenthaltes auf der Station lernte Zie verschiedene Bibelverse und hörte noch viel vom Heiland. »Wenn ich gesund bin«, sagte er manchmal zu seinem

neuen Freund, dem Pfleger, »gehe ich zurück in mein Dorf. Mutter und viele andere im Dorf haben noch nie etwas vom Herrn Jesus gehört. Sie wissen nichts von diesem guten Jesusweg. Ich will es ihnen sagen, denn der Heiland hat mein Herz gesund gemacht. Ich brauche mich nicht mehr zu fürchten vor den bösen Geistern, und meine Freunde werden mir glauben, wenn sie sehen, dass mein Bein gesund und stark ist.«



Was man täglich brauchen sollte

Natürlich gibt es da eine ganze Menge Dinge: Kamm, Zahnbürste und vieles andere mehr. Aber das alles meine ich nicht. Ich denke an etwas ganz anderes. Errätst du es?

Zu den aufgeführten Eigenschaften sind jeweils die Gegensätze zu suchen (z.B. laut – leise) und einzutragen. Die Anfangsbuchstaben der neugefundenen Wörter ergeben, von oben nach unten gelesen, die Lösung:

- | | |
|-----------------------|---------------------------|
| 1. kalt – | 8. süß – |
| 2. lustig – | 9. gerade* – |
| 3. außen – | 10. tief – |
| 4. kurz – | 11. falsch – |
| 5. nie – | 12. auswendig – |
| 6. kaputt – | 13. faul – |
| 7. rund – | 14. billig – |
- * (k = c)

Wer gehört zu wem?

Na, so stimmt es jedenfalls nicht! Wer gehört wirklich zu wem? Die Anfangsbuchstaben der zweiten Namenreihe ergeben, richtig geordnet, ein Wort, ohne das man nicht auskommt, wenn man dem Herrn Jesus nachfolgen will:

1. David – Sara
 2. Jakob – Herodes
 3. Drusilla – Adam
 4. Philemon – Esau
 5. Isaak – Maria
 6. Abraham – Goliath
 7. Eva – Onesimus
 8. Josef – Rebekka
- (Auflösung Seite 126)*

Der rote Schlitten

Mit Schwung schlug Werner Nolau die letzten Nägel in seinen neuen Schlitten. Er hatte lange daran gebaut, aber mit Vatis Hilfe war es stetig vorangegangen. Jetzt ließ er einen Augenblick den Hammer sinken. Sie hatten sich während der Arbeit über die Geschichte unterhalten, die Werner in der letzten Kinderstunde gehört hatte. »Ich kann einfach nicht verstehen«, rief der Junge ungeduldig, »warum Jesus so viel für uns bezahlen musste. "Er hat uns nicht mit Silber oder Gold erkauft, sondern mit seinem teuren Blut", hat Herr Wehnert gesagt. Aber wir gehören ihm doch, weil er uns erschaffen hat. Da brauchte er doch nicht auch noch am Kreuz für uns sterben!« Herr Nolau schüttelte den Kopf. »Nein, mein Junge, wir gehören Jesus erst, wenn wir durch sein Blut reingewaschen sind.«

Werner stellte den Schlitten hin und holte die rote Farbe. »Warum«, fragte er, während er eifrig zu pinseln begann, »gehören wir Jesus nur, wenn wir in seinem Blut gewaschen sind?« – »Weil wir durch die Sünde unter Satans Herrschaft gekommen sind. Deshalb musste der Herr Jesus uns zurückkaufen.« – »Vati, das ist mir zu

hoch. Ich will es ja glauben, weil es in der Bibel steht, aber begreifen kann ich es nicht.«

Wie im Flug vergingen die Stunden. Zu Mittag stand ein leuchtendroter Schlitten in der Werkstatt. Der Vater besah ihn prüfend von allen Seiten und meinte: »Wie wär's, wenn du rundherum einen schmalen gelben Streifen ziehen würdest?« Dieser Vorschlag gefiel Werner. Nach dem letzten Pinselstrich betrachteten Vater und Sohn befriedigt ihr Werk.

Vor dem Mittagessen wusch Werner noch schnell die Pinsel aus. Da stürmte Gisela herein. »Hast du den Schlitten fertig?« – »Ja«, nickte Werner glücklich, »komm mal mit. Ich zeige dir, wie schön er geworden ist. Er muss aber noch trocknen.« Staunend betrachtete Gisela den roten Schlitten. »Kann ich morgen damit fahren?« fragte sie schließlich. »Ja, bis morgen ist er trocken, hat Vati gesagt.« »O Werner, darf ich zuerst fahren?« Diese Frage machte den Jungen richtig stolz. »Gut, Gisela«, antwortete er, »du darfst zuerst rodeln. Aber dann komme ich dran.«

Am nächsten Tag hätte das Wetter gar nicht schöner sein können. Und dann noch Ferien dazu. Die Sonne lachte vom blauen Himmel auf den frischen Schnee, und überall rannten Jungen und Mädchen mit ihren Schlitten zu dem Hügel, auf dem man am besten rodeln konnte. Einträchtig zogen Gisela und Werner den neuen Schlitten. So einen schönen hatte keiner.

Er fiel auch den anderen Kindern auf. »Oh, ist der aber prima«, meinten die Mädchen. »Und so fest und lang«, riefen die Jungen. Und dann bettelten sie: »Dürfen wir auch mal damit rodeln, Werner?« »Klar, aber zuerst kommt Gisela. ich hab's ihr versprochen.« War das ein Jubel, als der rote Schlitten zum erstenmal den Hügel hinuntersauste. Von da an stand er kaum still. Alle Kinder wollten nur noch mit Werners Schlitten fahren. »Hilfst du mir, auch so einen zu bauen?« fragten einige Jungen. Werner nickte. Er war so froh. Wie schön, dass sein Schlitten allen so gut gefiel.



»Oma Büttner, guck mal, wie prima das heute geht!« Mit roten Backen sauste Gisela an der alten Dame vorbei. Oma Büttner liebte die lustige Kinderschar, und auch die Kinder hatten sie gern. Sie schaute einen Augenblick zu, aber dann rief sie: »Wer möchte eine Tasse Kakao mit Plätzchen?« – »Ich, ich, ich«, tönte es von allen Seiten. Bald standen die Schlitten verlassen am Fuße des Hügels. Die Kinder folgten Oma Büttner in ihr gemütliches kleines Häuschen.

Die Plätzchen waren schnell verschwunden. Oma Büttner kochte noch einen Topf Kakao. Sie tat es gern. Werner beobachtete das. Er wusste, dass Frau Büttner den Herrn Jesus lieb hatte und deshalb zu ihnen allen so freundlich war. Irgendwie konnte er seine Gedanken von gestern nicht loswerden. Er zog die Stirn kraus. Wieder kam seine Frage hoch. »Es ist so unbegreiflich, dass der Heiland für uns am Kreuz sterben musste. Er hat uns doch geschaffen, und wir gehören ihm sowieso«, murmelte er leise.

Endlich waren die hungrigen Mägen befriedigt. Die Kinder drängten wieder hinaus. Fast hätte es auf dem Weg zum Hügel Streit darum gegeben, wer als erster mit Werners Schlitten rodeln durfte. Da riefen einige, die schon vorausgelaufen waren, aufgereggt durcheinander: »Wer hat denn den roten Schlitten versteckt?« – »Werner, wo hast du ihn hingestellt?«

»Er muss bei den anderen sein«, antwortete Werner überrascht. »Ich habe ihn da stehen

lassen.« Aber so viel die Kinder auch suchten, der rote Schlitten war verschwunden.

Bedrückt schlichen Werner und Gisela nach Hause. Die Eltern versuchten sie zu trösten, aber Giselas Tränen rollten nur so die geröteten Backen herunter. Werner wollte tapfer sein, aber auch er konnte es nicht verhindern, dass einmal ganz schnell ein paar Tränen hervorgeschossen kamen. Er wischte sie hastig wieder fort, denn Jungen weinen ja nicht. Aber die Mutter hatte es doch gesehen.

Mehrere Tage lang suchten die Kinder überall. Der Schlitten blieb verschwunden. Da entdeckte Werner eines Nachmittags im Schaufenster eines Sportgeschäftes einen leuchtend roten Schlitten mit einem schmalen gelben Streifen rundherum. Alle anderen Schlitten waren braun. »Das ist ja mein Schlitten«, schrie er und stürmte schon in den Laden. »Das ist mein Schlitten, den Sie dort im Fenster stehen haben«, rief er dem erstaunten Ladenbesitzer entgegen. »Nein, mein Junge, diesen Schlitten habe ich vor einigen Tagen von einem Mann gekauft.« – »Aber ich habe ihn selber gemacht und zum Schluss noch diesen gelben Streifen gemalt. Er ist nicht ganz gleichmäßig geworden. Sehen Sie, hier!« Und er wies auf einige Stellen, an denen der schmale Rand dicker war. »Der Schlitten gehört mir.« – »Nun, ich will schon glauben, dass du ihn gemacht hast. Für acht Mark kannst du ihn bekommen. So viel habe ich selbst dafür

bezahlt.« – »Der Schlitten ist mir gestohlen worden, als wir bei Frau Büttner Kakao tranken.« Doch alles Reden half nichts. Der Geschäftsinhaber forderte den genannten Preis.

Da rannte Werner nach Hause, so schnell ihn seine Beine trugen. Er öffnete seine Spardose, nahm 8 Mark und eilte zum Laden zurück. Wenige Minuten später kehrte er mit seinem roten Schlitten heim.

Vater, Mutter und Gisela gingen mit ihm in die Garage, wo er ihn hingestellt hatte. »Jetzt gehört er mir eigentlich zweimal«, meinte Werner. »Zuerst habe ich ihn gemacht, und jetzt musste ich ihn noch kaufen, weil er mir gestohlen worden war.«

Plötzlich wurde er ganz still und schaute den Vater an. Lächelnd nickte Herr Nolau seinem Sohn zu. »Du hast mit deinem Rückkauf zwar voreilig gehandelt, aber wir wollen es diesmal damit bewenden lassen. Ich denke, du hast dabei etwas gelernt, was mehr als acht Mark wert ist.«

Langsam begann der Junge: »Ja, Vati, jetzt verstehe ich, dass der Herr Jesus mich auch zurückkaufen musste. Er hatte mich zwar geschaffen, aber dann bin ich durch die Sünde in die Hände des Teufels gekommen. Und daraus hat der Herr mich zurückgekauft. Ich habe meinen Schlitten für acht Mark zurückbekommen, aber der Heiland hat sich selbst für mich hingeben müssen. Jetzt begreife ich, warum das sein musste, und ich will dem

Herrn Jesus immer dafür danken. Ich möchte gern, dass die Menschen sehen können, dass ich ihm gehöre.«



Wer ist das?

1. *Er kam suchend zu Jesus und ging traurig davon:*
2. *Er gelobte Treue, doch dann versagte er so, dass er bitterlich weinte:*

3. Sie begegnete Jesus, hörte seine Worte, glaubte und sagte es allen weiter:
4. Er lief davon, wurde von der Welt enttäuscht und kam reumütig zurück:
5. Er zweifelte, sah und glaubte:
6. Sie sagte kein Wort, aber ihre Reue und Liebe sprachen aus ihrem ganzen Wesen:

7. Er begehrte Jesus zu sehen, nahm ihn in sein Haus auf, und alles wurde bei ihm neu:
8. Er kam des Weges, sah die Not, blieb stehen und half:
9. Er schlug an seine Brust und bat um Gnade:
10. Sie hatte Zeit für Jesus und war bereit, alles für ihn zu geben:

Wie heißt dieser Spruch richtig?

Anstelle jedes Striches ist je ein Buchstabe zu setzen, so dass die Wörter ergänzt werden:

_ER _EN SO __ _OTT__ _A_, D__
 H__ _AS __IG_ __BEN.

(Auflösung Seite 126)

Jimmie hält durch

Hui! Wie der Wind pff! Der schmale, blasse Junge, der zwölf Jahre alt sein mochte, fuhr zusammen. Er stand an einer Wegkreuzung im fernen Labrador. Suchend blickte er bald in die eine, bald in die andere Richtung. In seinem verschlissenen Anzug zitterte er vor Kälte. Sein Gesicht war ernst. Dunkle Ringe lagen unter seinen Augen.

Zwei Stunden wartete er schon. Zwischendurch kauerte er sich zu seinen Hunden, um sich ein wenig zu wärmen. Aber schlimmer als die beißende Kälte und der scharfe Wind quälten ihn seine Gedanken. Er musste den Doktor treffen. Der Nachbar hatte ihm gesagt, dass er heute hier vorbeikommen würde. Er durfte ihn auf keinen Fall verpassen.

Vor seinen Augen stand die niedrige ärmliche Hütte, in der die Mutter mit ihm und den zehn jüngeren Geschwistern wohnte. In der vergangenen Woche hatte sie sich eine Gräte in den Arm gestoßen. Zuerst achtete sie nicht auf die Schmerzen, aber dann schwoll der Arm sehr an, und jeder konnte sehen, dass sie eine Blutvergiftung hatte. Nur ein Arzt konnte ihr

helfen. In der Nähe gab es keinen. Aber sie durften die Mutter nicht verlieren.

So war Jimmie frühmorgens mit seinem kleinen Hundeschlitten hergefahren. Es war bitter kalt. Das Thermometer zeigte 30 Grad unter Null. Immer wieder rieb er die blaugefrorenen Hände gegeneinander und versuchte, sie durch seinen Atem zu erwärmen. Immer wieder ging er zurück auf die Kreuzung, nachdem er sich bei den Hunden ein wenig gewärmt hatte.

Da! Waren das nicht Rufe? Sollte das der Arzt sein? Ein großer Schlitten näherte sich rasch. Jimmie hatte sich mitten auf den Weg gestellt und brachte dadurch die Hunde zum Stehen. »Bist du der Doktor?« fragte er ängstlich. »Ja, mein Junge, was gibt's?« – »O bitte, komm mit mir. Mutter ist so krank. Sie hat eine Blutvergiftung im Arm, und der ist schon ganz dick geschwollen.« Jimmie hatte sich nahe an den Schlitten gestellt und ergriff bittend den Arm des Arztes. Aber der hob bedauernd die Schultern. »Ich fahre zu einem Todkranken. Vielleicht kann ich deine Mutter auf dem Weg besuchen. Wo wohnst du?« – »30 Kilometer südlich von hier.« Der Arzt schüttelte den Kopf. »Das ist genau entgegengesetzt. Der Mann wartet auf mich. Wenn ich mich verspäte, muss er vielleicht sterben.« – »Aber was sollen wir denn machen?« rief Jimmie verzweifelt aus, als er sah, dass der Arzt weiterfahren wollte. »Wir sind zu elf, und der Vater ist tot. Wer soll sich

denn um meine jüngeren Geschwister kümmern, wenn Mutter auch stirbt?»

Nach kurzer Überlegung wandte sich der Arzt an seinen Hundetreiber. »Los, fahr hinter dem Jungen her. Elf von der Sorte und die Mutter krank! Das kann keiner verantworten!« Wie der Blitz war Jimmie auf seinem Schlitten. Die treuen Hunde rannten, so schnell es ging. Jetzt machte Jimmie die beißende Kälte nichts mehr aus. Der Doktor kam! Nun war alles gut.

Das Gesicht des Arztes wurde immer ernster, als er Jimmies Mutter untersuchte. Schließlich wandte er sich an den Jungen. »Ich werde den Arm deiner Mutter wohl abnehmen müssen, wenn wir ihr Leben retten wollen«, sagte er langsam. Aber Jimmie schrie auf: »Doktor, das geht nicht! Sie kann ja nichts mehr tun, wenn sie nur den linken Arm hat. Es muss einen Weg geben!«

Bei den flehenden Bitten des Jungen schaute sich der Arzt in der armseligen Hütte um. Hinten in der Ecke sahen ihn bange dunkle Augen an. Der Junge hatte recht. Wie sollte die Frau mit nur einem Arm die vielen Kinder versorgen? Man könnte Umschläge machen. Es war ein verzweifelter Versuch, aber vielleicht gelang es. Sonst müsste er am Morgen doch operieren.

»Los, Jimmie«, befahl er. »Hol eine Schüssel mit heißem Wasser und Sorge dafür, dass wir immer genug davon zur Verfügung haben, und dann wollen wir eine Nachtschicht einlegen.«

Es wurde eine schwere Nacht. Der Arzt und sein kleiner Helfer arbeiteten bis an den Rand ihrer Kräfte. Als der Morgen anbrach, fühlte Jimmie plötzlich eine Hand auf seiner Schulter. Übernächtigt, aber froh nickte ihm der Arzt zu: »Wir haben gewonnen, mein Junge. Deine Mutter wird beide Arme behalten und weiter für euch sorgen können. Ich danke dir, du warst ein tapferer Helfer.«

So erschöpft Jimmie auch war, ein Freudenschrei musste aus seiner Kehle. Aufmerksam ließ er sich dann weitere Anweisungen geben. Und als der Arzt, dick vermummt für die lange Rückfahrt, vor ihm stand, drückte Jimmie seine Hand so fest es ging. Er konnte nichts sagen. Sein Herz war so voll.

Lange sah Jimmie dem davonjagenden Schlitten nach. »Wenn ich groß bin, werde ich dem Doktor helfen. Ich will sein Kutscher werden und ihn fahren, wohin er gerufen wird.« Tat für Tag sprach Jimmie in der ersten Zeit von nichts anderem. Und die Mutter ließ ihn gewähren. Sie war bereit, ihren Jungen dem Mann zu geben, der ihr geholfen hatte. Zwei Jahre gingen dahin. Dann stand Jimmie eines Tages wieder an derselben Kreuzung und wartete auf das Hundegespann des Arztes. Er war in der Zwischenzeit nicht viel gewachsen, aber er wollte nicht länger warten. Er musste dem Doktor helfen.

Endlich hörte er in der Ferne das Rufen. Es erinnerte ihn unwillkürlich an den aufregenden

Tag vor zwei Jahren, als die Mutter so krank gewesen war. Aber heute war es anders. Wieder stellte sich der Junge mitten auf den Weg, und der große Schlitten musste halten. »Nun«, fragte der Doktor, »wer ist denn heute krank?« – »Niemand«, antwortete Jimmie und reckte sich. »Ich bin gekommen, weil ich dir helfen möchte.«

Erstaunt schüttelte der Arzt den Kopf. »Junge, um mir zu helfen, bist du noch zu klein. Ich brauche zwar einen Mann, der meinen Schlitten fährt, aber du«, zweifelnd schaute er das schwächliche Kerlchen an, »du kannst das noch nicht. Das ist Männerarbeit.« – »Ich kann aber gut mit Hunden umgehen«, bat der Junge. »Wenn ich auch nicht groß bin, ich halte schon durch.«

Da musste der Arzt lächeln. Er dachte an die lange Nacht vor zwei Jahren, in der Jimmie so tapfer geholfen hatte. Nun, er wollte es mit ihm versuchen. Jimmie trat einen Schritt vor: »Bitte, Doktor, ich kann es bestimmt schaffen, und ich möchte dir gern helfen.« – »Auch wenn es lange Strecken zu fahren gibt? Dann ist es oft schwer, genügend Futter für die Hunde zu finden. Und vielleicht mußt du manchmal lange warten, bis ich fertig bin.« – »Das kann ich«, antwortete Jimmie. »Ich bin groß genug.«

Endlich nickte der Arzt. »Dann komm! Ich habe jetzt eine kleine Reise vor, und du kannst mich begleiten. Wir werden sehen, ob du mit den Hunden fertig wirst.« Flink sprang Jimmie auf den Schlitten.

Schon nach kurzer Zeit hielt der Arzt vor einem kleinen Laden und kaufte für Jimmie eine warme Jacke, Schuhe, eine Mütze und warme Handschuhe. Heute bin ich der glücklichste Junge in ganz Labrador, dachte Jimmie. Solche Schätze habe ich nie besessen.

Eifrig spannte er die vielen Hunde ein. Die Fahrt begann. Staunend bemerkte der Arzt, wie gut der Junge mit den Tieren fertig wurde. »Vielleicht ist er tatsächlich brauchbar«, murmelte er. Stunde um Stunde fuhren sie dahin. Dann plötzlich ließ der Doktor anhalten. »Ich habe da hinten einige Wildspuren entdeckt und will mein Jagdglück versuchen, damit wir genügend Fleisch für die Hunde bekommen. Unsere Vorräte sind fast erschöpft, und wir kommen jetzt durch eine öde Gegend.« Mit diesen Worten kletterte er aus dem Schlitten. »Achte gut auf die Hunde, während ich weg bin«, mahnte er. »Ich glaube nicht, dass ich lange ausbleibe.« Jimmie nickte eifrig. Der Arzt ließ ihn schon jetzt allein auf die Hunde aufpassen! »Es ist noch etwas Fleisch in den Kästen, Jimmie. Teile es gut ein, damit jeder etwas bekommt. Und auf jeden Fall warte hier, bis ich wieder zurück bin.«

»Ich werde hier warten«, versprach der Junge ernsthaft. Dann sah er die Gestalt des Arztes immer kleiner werden, bis sie allmählich nicht mehr zu erkennen war. Nun war er allein, mitten in der unendlichen Schneewüste. Nur die Hunde waren bei ihm. Aber Jimmie freute

sich, denn jetzt konnte er die Tiere richtig kennenlernen. Wie groß sie waren! Der Leithund war fast so mächtig wie ein Wolf.

Stunden vergingen. Es begann leicht zu schneien. Von dem Arzt war weit und breit nichts zu sehen. Die Hunde wurden unruhig. Es war Zeit, sie zu füttern. Gierig verschlangen sie die Fleischstücke, die er ihnen hinwarf. Dann rollten sie sich in den Schnee. Jimmie hüllte sich in eine Decke und legte sich zu ihnen. Da konnte er am besten warm bleiben. Aber er schlief nicht. Alles war dunkel um ihn. Keinen Laut konnte er hören. Er drängte sich dicht an die Tiere. Ob er doch noch kein Mann war? Er fürchtete sich. Kam der Doktor denn gar nicht zurück? Die Nacht schien endlos zu sein.

Endlich verriet ein heller Streifen am Horizont den nahenden Tag. Die Hunde wurden wach. Jimmie stand auf und suchte in den Kästen nach Fleisch. Sorgfältig teilte er es unter die hungrigen Tiere und sah besorgt, dass kaum etwas übrig blieb. Womit sollte er die Hunde das nächste Mal füttern, wenn der Doktor nicht bald wiederkam? Und wenn dieser auf der Jagd verunglückt war? Jimmie durfte nicht daran denken.

Inzwischen hatte es aufgehört zu schneien. Am Stand der Sonne erkannte der Junge, dass es Mittag war. Ob er zurückkehrte und die Tiere in Sicherheit brachte? Er hatte kaum noch etwas zu fressen für sie, und auch er selbst

war hungrig und durchgefroren. Aber er hatte dem Doktor versprochen, an dieser Stelle zu warten, bis er zurückkommen würde.

Kurz vor Einbruch der zweiten Nacht fütterte er die Hunde noch einmal. An ihrem Bellen und Schnappen merkte er, dass sie nicht satt geworden waren. Aber er hatte nichts mehr. Erschöpft und hungrig legte er sich zwischen die Hunde nieder. Was mochte nur geschehen sein? Warum kam der Doktor nicht zurück?

Gegen Morgen fiel der Junge in einen unruhigen Schlummer. Dann schreckte er auf. Zwei der Hunde schnappten nach ihm. Er taumelte hoch. Was sollte er tun? Ich muss meine Jacke und meine Handschuhe zerschneiden, damit sie etwas zum Beißen haben, dachte er verzweifelt. Mühsam versuchte er, das Messer in seinen steifen Fingern zu halten. Es wollte kaum gelingen. Endlich konnte er jedem Tier etwas vorwerfen. Gierig stürzten sie sich darauf und ließen für einige Zeit von ihm ab. Aber er fürchtete sich vor ihnen. Sie wurden ganz wild; wenn sie noch länger hungern mussten, würden sie ihn angreifen. Das wusste Jimmie, und doch konnte er nichts tun als warten. Er hatte es dem Doktor versprochen.

Wieder einmal stand er zitternd im Schnee und hielt Ausschau nach seinem Herrn. Da entdeckte er in der Ferne einige Gestalten. Sie kamen näher und näher. »Haben Sie den Doktor nicht gesehen?« rief Jimmie ihnen schon von weitem entgegen. »Er ist vor zwei

Tagen auf die Jagd gegangen und immer noch nicht zurückgekommen.« – »Doch, Junge«, antwortete einer der Männer, »der Doktor ist bei uns. Er hatte sich verlaufen und erst nach langem Suchen im Schneesturm zu uns gefunden. Er wartet in unserer Hütte. Wir sind gekommen, um dich zu holen.«

Ein schwaches Lächeln huschte über das blaugefrorene Gesicht des Jungen. Sein Doktor war in Sicherheit! Nun durfte er auch gehen. Er hatte ausgehalten.

Unterwegs fiel Jimmie in einen tiefen Schlaf und wachte lange nicht auf. In seinen Fieberträumen rief er immer wieder um Hilfe, weil er kein Futter mehr für die Hunde hatte. »Und ich darf doch nicht weggehen. Ich habe dem Doktor versprochen, hier zu warten!« Liebevolle Hände pflegten ihn. Zuerst in der Hütte, und dann nahm der Arzt ihn mit in sein Krankenhaus, denn Jimmies rechter Arm und sein linkes Bein waren erfroren. Der Arzt musste sie abnehmen, um das Leben des Jungen zu retten.

Eines Tages endlich wachte Jimmie mit klaren Augen auf. »Wo bin ich?« flüsterte er erstaunt. »Du bist bei uns im Krankenhaus«, antwortete die Schwester freundlich. »Und dein Doktor kommt gleich. Bleib ganz still liegen, denn du bist sehr krank.« Jimmie dachte angestrengt nach. Wie kam er in dieses Zimmer? Da fielen ihm die Hunde ein, der Schlitten und sein Doktor, die kalten Nächte und der

Hunger. Wie erwachend, wollte er sich an die Stirn fassen. Da hallte ein Schrei des Entsetzens durch das ganze Haus. »Mein Arm! Ich habe keine Hand mehr!« Und nach einer qualvollen Pause: »Wie kann ich dem Doktor helfen und seinen Schlitten fahren, wenn ich nur eine Hand habe!« Bitterlich schluchzend zog er sich die Decke übers Gesicht. Noch ahnte er nicht, dass er auch ein Bein verloren hatte.

Die nächsten Tage waren furchtbar für Jimmie. Er war verzweifelt. Sein ganzes Leben schien zerbrochen und nutzlos zu sein. In den letzten Jahren hatte er keinen anderen Gedanken gekannt, als dem Doktor zu helfen. Und nun war er ein Krüppel. Was konnte er tun? Mutlos lag er in seinem Bett. Allen war es schwer, ihn zu pflegen.

Da öffnete sich eines Tages die Tür und Jimmie sah seinen Doktor eintreten. In der Hand trug er ein langes Paket. Seine Augen blickten fröhlich. »Tag, alter Freund. Geht es dir jetzt besser?« Jimmie gab keine Antwort. Er drehte sein Gesicht zur Wand, um die Tränen zu verbergen. Der Arzt setzte sich an sein Bett. »Ich weiß, es ist sehr schwer für dich, Jimmie. Aber ich dachte immer, du wolltest mir helfen. Stimmt das jetzt nicht mehr?« Jimmie fuhr herum. »Das wollte ich auch! Aber jetzt geht es nicht mehr. Alles ist aus. Und darum mag ich nicht mehr leben.«

»Es ist noch lange nicht alles aus, alter Hundelenker«, fuhr der Arzt unbeirrt fort. »Sieh

mal, was ich dir mitgebracht habe.« Langsam wickelte er sein Paket aus. Jimmie sah kaum hin. Aber als er die hölzerne Hand und eine Beinprothese bemerkte, schrie er laut auf. »Nein, das kann ich nicht gebrauchen. Das geht nicht. Ich will nicht.« Ruhig legte der Arzt seine Hand auf Jimmies Kopf. »Wenn du damit nicht umgehen lernst, alter Freund, kannst du mir nie mehr helfen. Ich weiß, dass du bald wieder laufen kannst, wenn du willst. Und ich brauche dich, verstehst du!« Als Jimmie immer noch die Lippen fest zusammenpresste und abwehrend den Kopf schüttelte, stand der Arzt auf. »Ich hatte gehofft, ich könnte auf dich rechnen. Jetzt muss ich mich wohl doch nach einem anderen Helfer umsehen.« Er packte die beiden Prothesen zusammen und wandte sich langsam der Tür zu.

Das war zuviel für Jimmie. »Halt, geh noch nicht!« rief er verzweifelt. »Hast du wirklich gesagt, dass ich dir helfen kann, wenn ich lerne, die fremde Hand und das fremde Bein zu gebrauchen?« – »Natürlich, alter Junge.« Der Arzt stand in der Tür und sah Jimmie an.

»Dann lass sie hier! Ich will es versuchen.«

Es wurde ein mühsamer Weg für Jimmie. Immer wieder musste er die Zähne zusammenbeißen, wie damals draußen im Schnee bei den Hunden. Er wollte es dem Arzt schon zeigen. Auf ihn, Jimmie, konnte man sich verlassen. Er hielt durch. Noch oft kamen ihm die Tränen, wenn es gar zu weh tat, wenn er bei

den ersten unsicheren Schritten immer wieder hinfiel oder mit der neuen Hand danebengriff. Doch von Woche zu Woche klappte es besser. Und als dann an einem Morgen der Arzt in Jimmies Zimmer trat, kam ihm strahlend ein Junge entgegen, nahm ein Buch vom Tisch und hielt es ihm hin. »Jetzt bin ich wieder dein Helfer«, jubelte er. »Wann fahren wir los?« – »Hallo, Jimmie«, rief der Arzt. »Du hast wirklich gut gelernt. Aber ich habe eine ganze neue Arbeit für dich.« Der Junge schluckte ein paarmal schwer. Er hatte im geheimen gehofft, wieder mit dem Hundeschlitten fahren zu dürfen. Aber das ging wohl doch nicht mehr.

»Komm, setz dich zu mir«, befahl der Arzt. »Ich habe eine viel schönere Arbeit für dich. Du hast etwas gelernt, was sehr schwer war. Und du hast durchgehalten. Deshalb sollst du jetzt anderen helfen, es ebenso zu machen. Sieh dir mal dieses Haus an.« Er zog eine Fotografie aus der Jackentasche. »Darin wohnen ungefähr hundert Kinder, Jungen und Mädchen, die ihre Eltern verloren haben. Wir möchten ihnen helfen, dass sie trotzdem zu tüchtigen Männern und Frauen heranwachsen. Du bist jetzt 15 Jahre. Du sollst bei ihnen wohnen. Die Art, wie du selber mit dem Leben und mit deinen Schwierigkeiten fertig wirst, wird ihnen mehr helfen als alle Worte. Du kannst ihnen ganz praktisch zeigen, wie man in schweren Aufgaben treu sein kann.«

Mariams Großvater schimpft

»Mariam! – Mariam!« hörte die Elfjährige den Großvater rufen. Er stand draußen in der heißen Sonne Pakistans neben dem zweirädrigen Ochsenkarren. Ungeduldig wartete er. Aber das Kind schaute unschlüssig zum Vater auf. »Mariam, kommst du endlich!« Diesmal klang die Stimme des Großvaters drohender. »Vater«, fragte sie leise, »muss ich wirklich mit Großvater und Mutter gehen? Kann ich nicht bei dir bleiben?« Ihre Augen füllten sich mit Tränen, als der Vater den Kopf schüttelte. »Vater, können sie das mit uns machen? Dürfen sie Mutter und mich einfach wegbringen?« Der Vater beugte sich nieder und schloss sein Kind in die Arme. »Sie können es, Mariam. Das Gesetz des Islam gibt deinem Großvater das Recht dazu. Sag mir schnell den Vers, den ich dir gestern vorgelesen habe.« Mariam wiederholte die Worte, die sie nicht verstand. »Also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, auf dass alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.« Der Vater nickte seinem Kind lie-

bevoll zu: »Denk an diese Worte, Mariam. Vergiss sie nie. Und jetzt geh! Gott sei mit dir!«

»Schnell!« rief der Großvater und hob das Mädchen unsanft auf den Karren. »Warum kommst du erst jetzt? Hat dein Vater wieder versucht, dich zu einer Christin zu machen?« – »Nein, Großvater«, Mariam rutschte hin und her, bis sie zwischen Krügen, Bettzeug und allen möglichen anderen Haushaltsgegenständen einen einigermaßen bequemen Platz gefunden hatte. Das alles hatte der Großvater der Mutter geschenkt, als sie heiratete. Aber jetzt nahm er es wieder mit. Sie verließen den Vater für immer.

Mariam schaute zurück. Durch ihre Tränen hindurch sah sie den Vater vor dem Haus in der Sonne stehen. Sie konnte das alles nicht begreifen. Heimlich warf sie einen Blick auf ihre Mutter. Die saß still und hatte sich tief verschleiert. Nach Großvaters Worten freute sie sich, weil sie einen so schlechten Menschen, wie der Vater es war, verlassen konnte. Aber Mariam glaubte es nicht. Die Mutter seufzte oft und bewegte sich dann so unruhig. Großvater ging neben den Ochsen her. Seine dunklen Augen waren voller Hass. Das Dorf lag schon weit hinter ihnen. Es war das einzige, das Mariam je gekannt hatte.

Holpernd und quietschend rollte der Wagen weiter. Dicker Staub bedeckte Mariam und ihre Mutter. Auch Großvaters langes Gewand sah ganz grau aus. Warum gehen wir nur ...

warum? Die Frage bohrte in Mariams Gedanken. Großvater sagt: Vater sei böse, weil er Christ wurde. Aber Vater hat uns von seinem neuen Glauben erzählt. Das hörte sich so schön an. Die Worte, die er mich aus der Bibel lernen ließ, sagen: Gott liebt uns. Sie seufzte.

Großvater war sehr zornig gewesen, als er gestern gekommen war. Er hatte schreckliche Dinge zu Vater gesagt und ihn sogar einen Hund genannt. Dann hatte er der Mutter und Mariam befohlen, mit ihm zu gehen. So waren sie jetzt auf dem Weg in Großvaters Heimat.

»Mutter, wann kommen wir endlich an?« – »Nicht vor Abend«, antwortete die Gefragte traurig und müde. Sie freut sich doch nicht darüber, dass sie Vater verlassen muss, dachte das Kind. Mariam rückte näher an sie heran und flüsterte: »Warum müssen wir mit Großvater gehen?« Hoffnungslos hob die Mutter die Hand. »Weil das so ist. Dein Vater hat die Lehren unseres Propheten Mohammed verlassen. Er betet Allah nicht mehr an. Sein neuer Glaube bereitet unserer Familie Schande. Großvater ist sehr zornig. Wir müssen tun, was er sagt. Dein Vater ist kein Moslem mehr.« – »Aber Großvater sagt, Vater sei böse«, wandte Mariam ein, »und das glaub' ich nicht, Mutter. Ich habe ihn lieb.« – »Sei still, Kind.« Erschrocken legte sie ihrem Töchterchen die Hand auf den Mund und schaute bang zu dem alten Mann hinüber. »Sprich nicht mehr. Wir müssen Großvater gehorchen.«

Der Tag schien kein Ende nehmen zu wollen. Einmal hielten sie an, um etwas zu essen. Die Pause war nur kurz. Endlich gegen Abend wies die Mutter in die Ferne: »Siehst du da hinten das Dorf? Das ist meine Heimat.« Langsam kamen sie näher.

Die Sonne war hinter dem Horizont versunken. Vom Minarett der Moschee tönte langgezogen der Ruf zum Gebet herüber. Er schloss mit den Worten: »Allah ist groß, und Mohammed ist sein Prophet.« Der Großvater brachte die Ochsen zum Stehen, holte seine Gebetsmatte hervor und wusch sorgfältig seine Arme von den Ellenbogen an bis zu den Fingerspitzen. Dann kniete er nieder mit dem Gesicht nach Mekka, der heiligen Stadt der Mohammedaner. In gewohnter Weise begann er, seine Gebete zu sprechen. Mariam konnte nicht verstehen, was er vor sich hinsagte. Großvater selbst auch nicht. Er hatte die Gebete in arabischer Sprache auswendig gelernt, ohne den genauen Sinn zu kennen.

Während Großvater auf den Knien lag, verhielten sich Mariam und ihre Mutter ganz still. Sie selbst beteten nicht. Nach dem Gesetz des Islam dürfen Frauen nicht beten, wenn Männer dabei sind. Wie lange dauert das bloß? Dachte das Kind ungeduldig. Ich bin so müde! Nach 15 Minuten stand der Mann auf. Die Fahrt ging weiter.

In den folgenden Tagen war Mariam sehr einsam. Sie vermißte ihre kleinen Freunde und

konnte sich gar nicht an das neue Dorf gewöhnen. Fleißig half sie der Mutter im Haus. Aber ihre Gedanken wanderten zum Vater. Sie konnte sich nicht mehr richtig freuen.

Jeden Abend kam der Großvater zu ihnen. Immer wieder fand er böse Worte für Mariams Vater. Einmal erzählte er: »Sie haben euren Vater geschlagen. Geschieht ihm ganz recht.« Da konnte Mariam ihre Tränen nicht mehr zurückhalten. Sie versuchte, sie vor dem Großvater zu verbergen, aber der hatte es schon bemerkt. »Du weinst um diesen Christenhund?« Seine Augen sprühten zornig, als er mit seinem langen, knochigen Finger auf Mariam zeigte. »Verschwende deine Tränen nicht. Er ist nicht mehr dein Vater. Du musst ihn vergessen!«

Aber Mariam konnte ihren Vater nicht vergessen. Auch nicht, was er ihr gesagt hatte. Oft wiederholte sie den Vers: »Also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, auf dass alle die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.« Aber soviel Mariam auch über diese Worte nachdachte, verständlich wurden sie ihr nicht. Gott sollte sie so sehr lieben, dass er seinen Sohn für sie in die Welt geschickt hatte? Vater hatte ihr erzählt, dass er Jesus Christus hieß und für die Sünden aller Menschen an einem Kreuz gestorben war. Vater hatte ihr die vielen hässlichen Dinge in ihrem Leben gezeigt, welche die Bibel Sünde nannte. Auch

daran musste sie oft denken. Diese Sünden hatte Gottes Sohn für sie weggenommen? Es schien, als ob ihr Herz immer schwerer würde, weil sie so viel Böses bei sich entdeckte. Am schlimmsten war es nachts, wenn sie allein war. Vater hatte ihr gesagt: Mariam, der Herr Jesus hat dich noch viel lieber als ich. Wenn du zu ihm sprichst, wird er dich hören.

Eines Nachts wälzte sich Mariam unruhig hin und her. Wieder drückte die Last. »Sprich zu Gott«, hatte der Vater gesagt. Das klang so einfach. Mariam wollte es gern tun. Aber wurde sie nicht ein Christ, wenn sie so betete, wie der Vater sagte?

Da saß sie schon aufrecht. Ihre Augen starrten in die Dunkelheit. Wie gern wäre sie allen Kummer los! Aber ein Christ werden? Sie schauderte, wenn sie an die Worte des Großvaters dachte. Christen bekommen oft nichts zu essen! – Dann würde sie nicht genug Reis haben. – Christen werden viel geschlagen. Großvater hatte von Christen erzählt, die so lange geschlagen worden waren, bis sie nicht mehr stehen konnten. Christen müssen ihre Familien verlassen. – Sollte sie von ihrer Mutter weg? O – nein, weinte das Kind, das kann ich nicht. Es ist zu schwer, ein Christ zu sein. Hungrig, geschlagen und dann die Mutter verlassen? Nein, das geht nicht! Dann will ich lieber so weiterleben. Aber es ist so schwer. Ich glaube, ich tue immer mehr Böses.

Am Morgen schlüpfte sie von ihrem Lager und schüttelte den Kopf: Ich will es heute bes-

ser machen. Ich werde die Mutter nicht mehr belügen. Manchmal ging es tatsächlich, aber oft wurde es nur schlimmer.

Dann an einem Nachmittag, als sie im Schatten des Hauses saß, sprach sie auf einmal mit Gott. »Bitte, nimm du die Last von meinem Herzen. Mach mich rein. Ich danke dir, dass du mich liebst, obwohl ich böse bin.« Als sie geendet hatte, blieb sie ganz still sitzen. Sie lauschte, aber man konnte nichts hören. Und doch war etwas geschehen. Sie konnte es nicht erklären und nicht sagen, was es war. Aber die schwere Last war weg. Sie fühlte sich frei und glücklich. Es ist kein Wunder, dachte sie, dass Vaters Augen so leuchten, seit er Christ geworden ist. Ich freue mich, ich freue mich.

Am Abend mussten Mariam und ihre Mutter wie immer zuhören, wie der Großvater über die Christen schimpfte. Gerade sagte er: »Es ist schrecklich, wenn jemand Mohammeds Weg verläßt und Christ wird.« – »Großvater«, fiel ihm Mariam plötzlich ins Wort, »das ist nicht wahr. Es ist nicht schrecklich. Es ist schön, wenn man Christ ist.« Entsetzt legte sie in plötzlicher Angst die Hand vor den Mund. Der Großvater war so verblüfft, dass er stockte. Doch schon wurde sein Gesicht dunkelrot und verzerrte sich. »Was? Was weißt du davon?« donnerte er endlich. Mariam atmete tief und versuchte, ihrer Stimme einen festen Klang zu geben: »Ich weiß es, denn ich bin ein Christ. Es ist schön.« – »O Mariam!« Mutters

Stimme hörte sich an, als ob sie weinte. »O Mariam!«

Der Großvater stand auf und riss das Kind in die Höhe. »Das werden wir sehen«, stieß er drohend hervor. »Du bekommst kein Abendessen. Ob es dann noch schön ist, Christ zu sein? Wir werden feststellen, ob du noch genauso denkst, wenn du deine verdienten Prügel bekommen hast.« Mariam wurde aus dem Zimmer gestoßen und in einen kleinen Vorratsraum gesperrt. »Heute nacht schläfst du hier, ohne Bett. Wenn du dich bis zum Morgen nicht besonnen hast, werden dir schon die Prügel helfen. Ich dulde keine Ungläubigen in meinem Haus, verstanden!« Mit lautem Knall flog die Tür hinter dem Großvater ins Schloß.

Mariam stand lange Zeit bewegungslos mitten im Raum. Alles war so schnell gegangen. Allmählich gewöhnten sich ihre Augen an die Dunkelheit. Sie sah, dass nichts in dem Raum war als ein alter Mühlstein und einige zerbrochene Tonkrüge. Sie setzte sich auf den Boden und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. So allein und verlassen war sie noch nie gewesen. Aber gerade jetzt dachte sie an den Vers: Gott hat die Welt lieb! Gott liebt mich. Ich bin nicht allein. Er hat seinen Sohn geschickt. Wenn er mich liebt, wird er sicher für mich sorgen. Die Nacht war lang.

Am nächsten Morgen wachte Mariam hungrig auf! Die Sonne brannte auf das Dach über ihr. Es wurde sehr heiß. Nur ein kleiner Spalt

ließ ab und zu einen Luftzug herein. Niemand kam und sprach mit ihr. Mariam konnte hören, dass im Haus alles seinen gewohnten Gang ging, aber sie konnte nichts sehen. Das Fenster war zu hoch. Haben sie mich vergessen? Wird mir niemand etwas zu essen bringen? Es ist doch schwer, ein Christ zu sein. Wenn ich geschlagen werde und nicht zu essen bekomme, dann halte ich es nicht aus. Aber Gott liebt mich doch? Da hörte sie Schritte vor der Tür, dann die Stimme des Großvaters: »Mariam! Ich habe hier etwas zu essen. Wenn du dich besonnen hast, darfst du herauskommen.« Tapfer antwortete das Kind: »Nein, Großvater, ich denke immer noch so.« – »Hm, wir werden sehen. Heute nachmittag wirst du Schläge bekommen, wie noch nie in deinem Leben. Vielleicht denkst du dann anders.«

Am späten Nachmittag hörte Mariam, wie der Schlüssel sich drehte: »Komm heraus!« befahl der Großvater. »Hast du dich besonnen? Willst du diesen Unsinn aufgeben?« Das Kind schüttelte den Kopf. Da griff der Großvater nach dem Stock. »Du Brut eines Ungläubigen!« schrie er. »Siehst du diesen Stock? Ich kann dich damit schlagen, bis du um Gnade winselst. Aber ich will dir noch eine Gelegenheit geben. Änderst du deine Meinung?« Mariam zitterte; ihre Hände wurden feucht, aber sie stand aufrecht und still. Furchtsam schaute sie den Großvater an und sah den Stock in seiner Hand. Das würde weh tun. »Nein, Großvater,

ich kann nicht anders.« Da hob er den Stock, Mariam wartete auf den ersten Schlag, doch er kam nicht. Sie wagte nicht aufzusehen. Der Großvater verharrte noch immer in derselben Haltung. In seinem Gesicht zuckte es. »Du bist ein seltsames Kind. Ich könnte deinen Rücken zerschlagen. Du solltest vor Angst auf deinen Knien liegen.« Er warf den Stock weg, packte sie bei den Schultern und führte sie in den Vorratsraum zurück. »Du wirst dich nicht ändern. Ich kenne das. Also verlässt du morgen für immer das Haus. Bis morgen früh kannst du noch einmal darüber nachdenken.« Damit ließ er das Kind allein.

Gehen, hatte er gesagt? Die Mutter verlassen? Mariam starrte hilflos vor sich hin. Was sollte sie tun? Ja, wenn sie zu ihrem Vater gehen könnte. Aber wo war er? Er hatte das Dorf verlassen, und sie wusste nicht, wohin er gegangen war. Mariam hatte Hunger und Durst fast vergessen. Ich bringe das nicht fertig. Ich kann Mutter nicht verlassen und allein fortgehen. Soll ich lieber Großvater sagen: Ich will kein Christ sein? Aber das kann ich auch nicht. O Gott, hilf mir! Was soll ich tun? Es schien, als ob eine Stimme ihres Herzens redete: »Ich habe dich lieb, Mariam, du bist mein Kind. Ich will dir Vater und Mutter sein.« Hatte sie Gott vergessen? – Neuer Friede kam in ihr Herz. Sie wickelte sich in ihren langen Schal, legte sich auf den Boden und war bald fest eingeschlafen.

»Was ist?« Erschrocken fuhr das Kind auf. Da war ein Geräusch. »Pst, Mariam«, flüsterte eine Stimme. »Wir müssen vorsichtig sein, damit wir niemanden wecken.« Mit einem Satz war das Mädchen auf den Beinen und warf sich in Mutters Arme. »Oh, Mutter, du hast mich nicht vergessen?« – »Vorsicht, Kind! Sonst verschütte ich die Milch, die ich dir gebracht habe. Und hier ist ein Pfannkuchen. Du musst hungrig sein!« Hastig griff das Kind nach den Leckerbissen. Leise strich die Mutter ihm über das Haar. »Was soll jetzt werden, Kleines?« fragte sie besorgt. »Ich habe gehört, was heute nachmittag geschehen ist.«

»Ich muss morgen fort, Mutter. Ich habe zwar schreckliche Angst, aber Gott wird mir helfen.« Die Tränen kamen schon wieder. »Mutter, ich hab dich so lieb. Ich möchte nicht fortgehen, aber ...« – »Du wirst auch nicht allein gehen«, unterbrach sie die feste Stimme der Mutter. »Ich komme mit. Als dein Vater mir zuerst davon erzählte, wollte ich auch Jesus folgen. Aber ich fürchtete mich.« Fest drückte die Mutter ihren kleinen Liebling an sich. »Als du gestern so tapfer warst, habe ich mich geschämt. Ich möchte auch ein Christ sein.« – »O Mutter«, jubelte Mariam. »Still, Kind«, dämpfte die Mutter ihre Freude, »noch sind wir nicht frei. Ich habe etwas Wäsche zusammengepackt und einige Lebensmittel. Sobald es hell wird, brechen wir auf. Wir suchen Vater.«

»O Mutter, wirklich?« – »Es wird nicht leicht sein, Mariam. Vater hat mir gesagt, wohin er gehen wollte. Wir werden mehrere Tage unterwegs sein müssen. Und wenn wir ihn gefunden haben, wird alles anders sein als früher. Wir werden kein schönes Haus mehr besitzen und auch nicht so viel zu essen haben. Vielleicht wird niemand dein Freund sein wollen. Das Leben eines Christen ist in unserem Land schwer.« – »Ich weiß, Mutter. Aber wir werden nicht allein sein, denn der Heiland ist bei uns.«
»SIEHE, ICH BIN BEI EUCH ALLE TAGE BIS AN DER WELT ENDE.«

(Matth. 28, 20)

Kreuzworträtsel

1					2	
		3		4		
5	6					7
8						
9				10	11	
	12	13	14			
15					16	

Waagerecht: 1. Teil des Segelschiffes, 2. anderes Wort für »hier«, 3. Verkehrsmittel, in dem ihr alle gern mitfahrt, 5. andere Bezeichnung für Zimmer, 8. schnell gehen, 9. Auto-Kennbuchstaben für Solingen, 10. Überhaupt nicht, gar nicht, 12. hartes Metall, 15. Benzinmarke, 16. ärgerlicher Ausruf.

Senkrecht: 1. Mann, der von Gott das Gesetz empfing, 2. Auto-Kennbuchstaben für Dortmund, 4. fester Platz in der Scheune, auf dem gedroschen wird, 6. Raubtier, das im asiatischen Dschungel lebt, 7. Gewässer, in dem man baden kann, 11. großer Alpenfluß, 13. so schreit der Esel, 14. Auto-Kennbuchstaben der Stadt Schleswig. (Auflösung Seite 126)

Der Spielverderber

»Ich habe euch doch gesagt, dass ich nicht mit euch spiele! Lasst mich endlich in Ruhe!« Die Jungen zuckten die Achseln, warfen noch einen Blick auf Harald und rannten zu ihrem Spiel zurück. Mit verbissenem Gesicht blieb Harald zurück. Er hatte die Hände tief in den Taschen vergraben. »Warum fragen sie mich immer wieder?« murzte er.

Bei dem fröhlichen Spiel verflogen die Stunden. Dann saßen sie beim Mittagessen. »Du, Günter«, Roland puffte seinen Nachbar an. »Harald wohnt doch in eurer Stadt. Warum ist der bloß in die Freizeit gekommen? War er schon vorher so komisch?« Günter kaute mit vollen Backen: »Kann ich auch nicht verstehen, Roland. Solange ich Harald kenne, steht er abseits. Seit einem Jahr wohnt er in unserer Stadt.« – »Macht er denn auch in der Schule nicht mit?« – »Natürlich nicht.« – »Wie kommt er denn in diese Freizeit?« –

»Keine Ahnung. Auf einmal hat er sich eine Anmeldung geholt und brachte sie ausgefüllt zurück. Ich hatte erst gar keine Lust zu fahren, als ich hörte, dass Harald mitkommt. Er ist ein Spielverderber. Steht nur herum, macht ein

böses Gesicht und verdirbt einem die ganze Freude.« Verstohlen schauten die beiden Jungen auf Harald. Eine tiefe Falte hatte sich in dessen Stirn eingegraben. Er schaute weder rechts noch links. »Komischer Kerl«, flüsterte Roland.



Am nächsten Tag tummelten sich die Jungen wieder in ausgelassenem, fröhlichem Spiel. Harald stand wie immer außerhalb des Kreises. Da zuckte er zusammen. Der Freizeitleiter legte ihm die Hand auf die Schulter. »Na, Harald, willst du nicht auch mal mitspielen?« Der starrte ihn an und schwieg einen Augenblick. Dann brach es aus ihm heraus: »Es ist gerade schlimm genug, dass ich so bin. Sie brauchen mich nicht auch noch zu ärgern.« – »Ich will dich nicht ärgern, Harald. Ich weiß nicht, warum du nicht

mitspielt.« Trotzige und doch bange Augen suchten das Gesicht des Lehrers. »Haben Sie noch nicht gemerkt, dass meine Kleidung anders ist?« Er zeigte auf eine große Tasche auf der linken Seite. Seine Hand steckte darin. »Nie nehme ich meine Hand heraus, nur wenn ich es vergesse.« »Ich habe deine Hand noch nicht gesehen. Komm, wir stolchen da drüben durch den Wald!« Gerade wollte der Junge wieder rufen: Ich will nicht! da schaute er dem anderen in die Augen. Irgend etwas ließ ihn zögern. Er wandte sich um und folgte. Dann saßen sie nebeneinander auf einem Baumstamm. Es war ein wunderschöner Sommermorgen. Doch Haralds Augen schienen blind zu sein, für die hohen mächtigen Buchen, für die Sonnenstrahlen, für die Tiere, die hin- und herhuschten. Er starrte vor sich hin. Lange schwiegen beide. Plötzlich zog Harald seine linke Hand heraus. Erschrocken sah der Freizeitleiter auf die kleine, verkrüppelte Hand, die keine Finger hatte. Die andere dagegen war fast so groß wie eine Männerhand. Böse und verzweifelt funkelten die Augen des Jungen, als er schrie: »So bin ich geboren! Ich mag die Geschichten über Gott nicht. Ich kann gar nichts tun. Niemand will mich anrühren. Keiner spielt mit mir. Ich bin am liebsten allein.«

Da legte sich eine feste Männerhand auf die Hände des Jungen. »Gott will dich aber anrühren, Harald. Er hat dir solche Hände gegeben, damit du früh lernst, von ihm abhängig zu sein.

Jesus hat seine gesunden Hände für dich mit Nägeln ans Kreuz schlagen lassen. Er sagt: Ich bin der gute Hirte ... Meine Schafe hören meine Stimme. Niemand wird sie aus meiner Hand reißen. Ich bin stark, ich bin groß, ich will dich halten und dir helfen.

Harald saß ganz still. Seine dunklen Augen hingen am Mund des Lehrers. Natürlich konnte er die Geschichte. Aber zum erstenmal begriff er: Dieser gute Hirte liebt ja mich! Immer mehr wollte er hören. Langsam verschwand der trotzigste Ausdruck aus seinem Gesicht. Sie redeten noch lange miteinander. Dann neigten sie ihre Köpfe und sprachen mit Gott.

Am nächsten Tag lernten alle den Spruch Johannes 5, 24. Der Lehrer hatte draußen in den Sand zwei große Kreise gezeichnet. In den einen schrieb er »Tod«, in den anderen »Leben«. Jeder Junge sagte den Vers auf. Er stand zuerst in dem Kreis »Tod«: »Wahrlich, wahrlich ich sage euch: Wer mein Wort hört und glaubt dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht, sondern« – hier durfte er mit einem großen Schritt hinüberspringen in den Kreis »Leben« – »er ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen.« Zehn, zwölf Jungen hatten es schon gesagt. Nun kam die Reihe an Harald. Als er zögerte, sprang Günter vor. Doch Harald schob ihn zur Seite und ging mit festem Schritt in den zweiten Kreis »Leben«.

Erstaunt schauten ihn die Jungen an. Es blieb ihnen keine Zeit zu fragen, denn schon ertönte Haralds Stimme. Hell und froh diesmal: »Ich brauche nicht mehr in den anderen Kreis zu gehen. Ich bin gestern schon vom Tod zum Leben gekommen. Ich habe den Herrn Jesus angenommen. Und er hält meine Hände.« Bei diesen Worten zog er beide Hände aus der Tasche und hielt sie hoch. »Jetzt habe ich keine Angst mehr, wenn ihr mich ruft. Jetzt will ich mit euch spielen.«

Unter den Jungen war es totenstill geworden. Sie hatten Harald immer verurteilt! Da stand er nun, strahlend mitten im Kreis. Jeder konnte das Wort »Leben« lesen.

Wer – wo?

Jede der genannten Personen hat besondere Beziehungen zu einem der aufgeführten Orte. Welche Personen und Orte gehören zusammen?

1. Abraham –
2. Josef –
3. Paulus –
4. Lot –
5. Elieser –
6. Pharao –
7. Johannes –
8. Daniel –
9. Lazarus –

*Die Orte: Babel – Ägypten – Patmos – Ur – Bethanien – Tarsus – Damaskus – Sodom – Nazareth.
(Auflösung Seite 126)*

Hinaus mit dir!

»Komm nach Hause, Junge!« Mit festem Griff führte Herr Leung seinen Sohn aus der Missionsschule. Erschrocken überlegte der Zehnjährige: Was habe ich verbochen? Warum sieht der Vater so böse aus? Wann habe ich ihn geärgert? Warum holt er mich mitten aus dem Unterricht? – Aaach ... Und bei diesem Gedanken zitterte er. Heute ist ja Gräbertag. Wie wird es nur werden? Ich kann Vaters Wunsch nicht erfüllen. Ich kann nicht opfern!

Was sollte Kai Kan denn tun? Gräbertag war einer der wichtigsten Feiertage in China. Dann opferten die Söhne den verstorbenen Vorfahren. Sie glaubten, dass sie die Toten dadurch auf ihrem langen Weg im dunklen Jenseits stärkten. Mädchen können das nicht tun und werden deshalb nicht geachtet. Kai Kan wusste: Das Tablett mit einem gebratenen Huhn, vier Bechern Wein und einem Paar Esstäbchen wartet daheim auf mich. Aber ich kann nicht. Ich gehöre jetzt Jesus. Die Vorfahren sind längst tot. Es nützt ihnen nichts. Ich habe den Heiland lieb. – Was soll ich machen? – Der Vater versteht mich nicht. Er hasst die Jesuslehre.

Herr Leung ging immer schneller. Still folgte der Junge. Sein Entschluss stand fest: Ich werden den toten Vorfahren kein Opfer bringen! – Zu Hause angekommen, gab ihm der Vater das Tablett. »Du bist der einzige Sohn der ehrbaren Leungfamilie. Jetzt tue deine Pflicht. Knie nieder und opfere.« Der starke Mann zwang seinen Sohn nieder. Kai Kan rührte sich nicht. Minuten vergingen. Dann schaute er auf. »Vater, die ehrwürdigen Vorfahren sind doch tot. Sie können nichts mehr essen.« -- »Tue, was ich dir sage. Ich bin der Herr hier. Willst du mich lehren?«

Wieder zögerte der Junge. »Vater«, bat er leise, »ich habe Jesus lieb. Ich kann die Vorfahren nicht anbeten.« Bei diesen Worten stand er langsam auf. – »Kai Kan, sprich nicht mit mir über Jesus. Du hast mir zu gehorchen. Du bist mein Sohn. Außerdem bist du der einzige, der opfern kann. Gehorche jetzt! Hörst du!« Drohend stand der starke Mann vor ihm. Was würde der Vater tun? Der Junge zitterte, doch tapfer schüttelte er den Kopf: »Vater, ich hab dich lieb, aber diesmal kann ich dir nicht gehorchen. Ich habe Jesus noch lieber.« Seine Augen füllten sich mit Tränen. Stockend brachte er heraus: »Vater, ich kann die Vorfahren nicht anbeten.« Da packte den Vater der Zorn. Mit geballten Fäusten stand er vor seinem Sohn. »Wer soll denn für mich opfern, wenn ich nicht mehr da bin? Du bist der einzige Sohn unserer Familie. Weißt du das nicht? Willst du

deinen Vater einmal allein lassen, wenn er gestorben ist?« Die Stimme des Vaters bebte vor Angst. Es gab für ihn keinen schrecklicheren Gedanken als den: Niemand wird für mich opfern. Ich werde ganz allein sein auf der dunklen Reise in die Unterwelt. Er musste Kai Kan zwingen, das Opfer zu bringen. Scharf schaute er ihn an: »Willst du jetzt tun, was ich dir sage? Nieder auf die Knie.«

Wieder lag der Junge auf dem Boden, das Tablett in den zitternden Händen, aber er rührte sich nicht. Sein Herz tat weh. Er liebte seinen Vater und folgte ihm gern. Immer wieder hatte er versucht, ihm von Jesus zu erzählen. Vergebens. Wenn Vater doch verstehen könnte, dass man nach dem Tode kein Opfer mehr braucht! dachte er verzweifelt. Wenn er doch nur mehr von Jesus hören wollte, dann hätte er keine Angst mehr. Diesmal kann ich nicht gehorchen. Ich möchte es gern, aber ich kann nicht, weil ich dem Heiland gehöre. Der Kampf in Kai Kans Herzen war hart und lang.

Unbeweglich stand der Vater vor ihm. Das konnte er nicht verstehen. Warum wehrte sich der Junge so? Im vergangenen Jahr hatte er ohne Zögern geopfert. Was hatte ihn so verändert? Hatte diese Jesuslehre solche Macht? Kai Kan musste opfern. Er musste! Sonst war alles aus. Wie lange schwieg der Junge schon? »Nun, mein Sohn, wird's bald?« – Keine Antwort. – Noch immer lag Kai Kan mit dem Tablett in den Händen auf dem Boden. Da! Er schüttelte

den Kopf und sagte leise, aber fest: »Vater, ich kann es nicht.«

Mit einem Fluch riss der Mann den Jungen hoch, nahm ihm das Tablett aus den Händen: »Wenn du nicht opfern willst, bist du nicht wert, zur Familie Leung zu gehören. Scher dich hinaus und lass dich hier nicht mehr blicken ... oder«, seine Stimme wurde leise, bittend, »oder möchtest du jetzt doch opfern, Kai Kan? Hast du deinen Vater nicht lieb?« Der Junge war am Ende seiner Kraft. Er sollte wirklich das Haus verlassen? War das nicht zu viel? Aber er konnte den Vorfahren nicht opfern.

Der Vater brachte seinen zehnjährigen Sohn bis zur Gartenpforte. Er löste den Riegel und fragte zum letztenmal: »Junge, willst du tun, was ich dir sage? Jetzt ist noch Zeit, komm zurück.« Kai Kans Stimme zitterte, aber er blieb fest. »Jesus ist mein Heiland, Vater. Wenn du ihn kennen würdest, betetest du die Vorfahren auch nicht mehr an.« – »Hör auf mit dem Unsinn! Geh!« Zögernd machte Kai Kan ein paar Schritte, blieb stehen. Hinter ihm wurde der schwere Riegel vorgeschoben. Er war allein.

Wohin jetzt? Sollte er auf der Straße schlafen? Wer würde für ihn sorgen, ihm etwas zu essen geben? Langsam ging er die Straße hinunter. Der Lehrer fiel ihm ein. Ob der mir helfen kann? Vielleicht ist er noch in der Schule? Er klopfte an die Schultür. Erschrocken hörte sich der Lehrer die traurige Geschichte an. Zusammen überlegten sie dann, was ge-

schehen sollte. Da unterbrach sie plötzlich ein erneutes Klopfen. Kai Kan konnte kaum einen Schrei unterdrücken. Er wich zurück, als er seinen Vater in der Tür stehen sah. Doch stockend begann Herr Leung: »Herr Lehrer, erzählen Sie mir von diesem Jesus. Wenn der einen Jungen so stark macht, dass er lieber sein Elternhaus verlässt, als Jesus abzusagen, dann muss ich mehr davon wissen. Dann muss etwas Besonderes daran sein.«

Bildrätsel



Welchen Namen ergeben die Anfangsbuchstaben dieser Kinder?

(Auflösung Seite 126)

Ein besonderer Maßstab

»Was hat Frau Schilden nur heute?« – »Ich weiß nicht, Inge, sie hat nur gesagt, wir sollten zur ersten Kinderstunde nach Neujahr alle da sein.«

»Ha, alle«, mischte sich Erich ein, »glaubst du denn, dass Günter kommt?« – »Möchte ich auch lieber nicht«, meinte Uwe, »Günter ist immer so frech. Er stört bloß, und wir können gar nicht richtig hören, was Frau Schilden erzählt.« – »Aber Uwe, so was soll man doch nicht sagen«, puffte ihn Anke, seine größere Schwester. »Warum soll Günter nicht kommen, auch wenn er stört? Er muss doch auch vom Heiland hören.« – »Du hast gut reden«, murrte Uwe zurück, »du bist ein Mädchen, aber Günter sitzt bei uns.«

Anke hörte schon nicht mehr hin. Immer wieder schaute sie die Straße hinunter. Da entdeckte sie in der Ferne ein Kind. »Die Irmtraud« Ich renne ihr entgegen.« Eifrig plaudernd kamen die beiden Freundinnen nach kurzer Zeit zurück. Gerade zur rechten Zeit.

Frau Schilden stand schon an der Tür, begrüßte die Kinder herzlich und ließ sie in den

Flur. »Fein, dass ihr alle da seid, auch Günter. Ich freue mich, denn heute gibt es etwas Besonderes.« Erwartungsvoll drängten sich die Kinder in die Küche. »Du, was ist denn das?« – »Mensch, wenn ich wüsste, Erich.« Ein großes weißes Tuch verdeckte etwas auf dem Küchentisch. Mit zwei, drei Sätzen war Günter heran und wollte gerade einen Zipfel hochheben, da fiel ihm die energische Anke in den Arm. »Günter, warte doch!« Böse drehte er sich um: »Du hast mir gar nichts zu sagen.« Aber Frau Schilden trat dazwischen und beschwichtigte die Kinder. »Nun setzt euch hin. Erst wollen wir ein Lied singen.« – »Frau Schilden, was ist denn da unter dem Tuch?« – »Ihr werdet es gleich sehen. Wenn wir unser Lied gesungen haben, nehme ich die Decke ab.« Froh schaute sie die aufgeregten Kinder an. Sie hatten sich eng zusammengesetzt.

Nur einer saß abseits, Günter. So wie meistens, war er auch heute unordentlich und schmutzig. Doch Frau Schilden mochte ihn gern. Er wohnte mit seiner Großmutter in dem alten Behelfsheim unten am Fluß. Tagsüber konnte er machen, was er wollte. Erst abends kehrte die Großmutter müde von der Arbeit zurück. Kein Wunder, dass Günter so aussieht, dachte Frau Schilden. Wenn ich ihm nur helfen könnte! Aber er ist so abweisend und scheu. Keinen lässt er an sich heran.

»Ah!« – »Was soll das bedeuten?« – »Das kann ich aber nicht verstehen.« – »Wie ko-

misch!« – So schallte es durcheinander, als die oberste Tischdecke verschwunden war. Frau Schilden musste lachen. »Schaut euch bitte die Gegenstände auf dem Tisch dort an. Obwohl sie alle anders aussehen, dienen sie alle dem gleichen Zweck.« Verblüfft betrachteten die Kinder die Gegenstände: eine Waage, ein Thermometer, ein Litermaß, ein Zollstock, eine Spielregel, ein Zentimetermaß, Zeugnisse, eine Uhr, ein Medizinfläschchen und eine Bibel. »Alles hier auf dem Tisch kann etwas messen«, erklärte Günter bestimmt. »Stimmt genau«, meinte Anke. Frau Schilden nickte: »Günter hat recht. Jeder Gegenstand hier auf dem Tisch ist gemacht, um etwas zu messen oder zu wiegen. Alle diese Dinge sind notwendig und nützlich. Natürlich muss die Mutter Mehl und Zucker für den Kuchen abwiegen können. Der Milchmann braucht das Litermaß, und was sollte der Schreiner ohne Zollstock anfangen? Der Arzt braucht das Thermometer, um die Krankheit seiner Patienten beobachten zu können. Wir alle sind gewohnt, zu messen und zu wiegen. Eins aber – das Wichtigste, vergessen wir immer wieder. Nämlich: dass Gott genauso auch uns Menschen misst.«

Auch solche Jungen wie mich? Günter sah erstaunt auf. Er dachte daran, wie frech er heute morgen zu seiner Großmutter gewesen war. Gestern in der Schule hatte er den Lehrer belogen. Auf dem Heimweg war er an einem Obststand vorbeigeschlendert – und husch,

waren zwei Apfelsinen in seiner Tasche verschwunden. Beim Spielen mogelte er, so viel er konnte. Er verdrosch die kleineren Jungen und ärgerte die Mädchen. Als neulich ein Polizist hinter ihm hergelaufen war, hatte er ihm eine lange Nase gemacht und war weggerannt. An alle diese Dinge musste Günter denken. Wie konnte Gott Menschen messen? Nahm er ein Zentimetermaß, ein Thermometer oder eine Waage? Günter beugte sich vor. Das musste er wissen.

»Ja, Gott misst Jungen und Mädchen, auch große Leute«, sagte Frau Schilden. »Setzt euch ruhig hin, dann werde ich euch erzählen, was Gottes Maßstab ist. Nicht so ein Zentimetermaß, wie ihr es hier seht oder eine Waage. Schlagt einmal 1. Korinther 10, 31 auf. Was steht da? »Ihr esset nun oder trinket oder was ihr tut, so tut alles zu Gottes Ehre.« Ich werde den Spruch jetzt an die Tafel schreiben. Paßt auf, ob ich es richtig mache.« – Bald brach ein wahrer Tumult los. »Das stimmt ja gar nicht!« – »In der Bibel steht es anders!« – »Sie schreiben: "Alles was ihr tut, tut wie ihr wollt." Aber in der Bibel steht: "Was ihr tut, tut zu Gottes Ehre!"« – »Das ist doch falsch!« – Schnell kam der Schwamm und wischte den zweiten Teil aus.

»Richtig«, lächelte Frau Schilden. »Aber die meisten Leute machen es doch so, nicht wahr? Sie tun, was ihnen selbst gefällt. Nun überlegt einmal: wie können wir etwas zu Gottes Ehre tun? Da heißt es zuerst: "Ihr esset oder trinket."

Kann ich denn zu Gottes Ehre essen?« – »Nicht nur immer Schokolade essen und Kuchen.« – »Wir sollen höflich und bescheiden sein.« Zustimmung nickte Frau Schilden. »Ihr wisst wirklich, was es bedeutet. Wie ist es nun mit dem Trinken?« – »Genauso«, meinte die große Anke. »Ich glaube, wir sollten nur trinken, um unsern Durst zu löschen.« – »Wenn sich jeder daran hielte, würde es bald keine Betrunkenen mehr geben«, rief Günter dazwischen.

»Aber der letzte Teil unseres Verses sagt: "Was ihr tut." Wir wollen eine Liste aufstellen von dem, was wir tun.« »Spülen, wie ich das hasse«, rief Irmtraud. »Fegen – einkaufen – Betten machen – Schuhe putzen – putzen helfen – das Schwesterchen versorgen – in die Schule gehen – spielen – Rollschuh laufen – turnen – waschen – Tisch decken.« – »Ja, aber vieles habt ihr gar nicht erwähnt. Wie ist es denn, wenn du stöhnst, weil Mutti dich zum Einkaufen wegschickt? Oder wenn du in der Schule mogelst oder schwatzt, wenn du dich mit anderen Kindern zankst?« – »Das kann man doch nicht zu Gottes Ehre tun«, rief Erich aufgeregt. »Ja, das ist richtig, Erich.« – Die Unterhaltung ging hin und her. Bis schließlich Günter aufsprang und rief: »Sollen wir mal eine Woche nach diesem Maßstab leben? Wir können ja sehen, wer es am besten kann.«

»Das ist eine gute Idee«, meinte Frau Schilden, »aber eins wollen wir nicht vergessen. Wenn wir nicht zuerst zum Herrn Jesus kom-

men und ihn bitten, unsere Sünde zu vergeben, können wir nie so leben, wie Gottes Maßstab es fordert. Denkt einmal: Was wir tun, soll zu Gottes Ehre geschehen.« Die Kinder saßen ganz still. Manche Köpfe senkten sich. Frau Schilden sprach schon weiter: »Wenn du den Herrn Jesus als deinen Heiland angenommen hast, dann wohnt er in dir, und er hilft dir, so zu leben, wie es Gottes Maßstab fordert.«

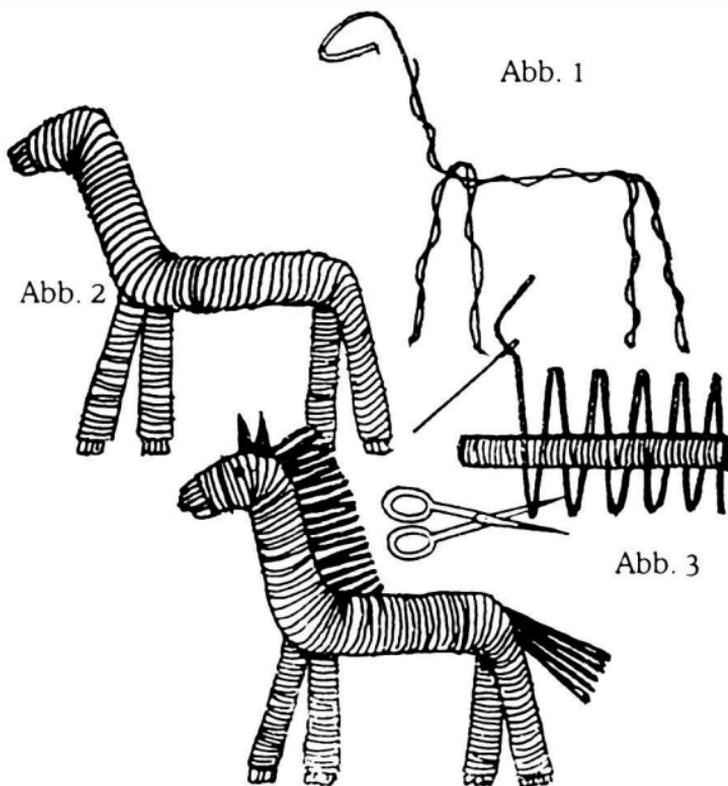
Nach der Stunde schlüpfte Günter als erster durch die Tür. Er mochte nicht »Auf Wiedersehen« sagen, mit keinem reden. So lange man ihn sehen konnte, rannte er so schnell wie möglich, dann wurde er langsamer. »Was bin ich für ein Feigling«, murmelte er. »Ich möchte so gern zum Heiland kommen, aber die anderen lachen. Sie sagen immer: "Günter ist so böse, für den hat es keinen Zweck." Aber ich möchte auch nach Gottes Maßstab leben.« Er überlegte hin und her. Schließlich drehte er um und schlich auf Umwegen zu Frau Schildens Wohnung zurück. Niemand kam an die Tür. War Frau Schilden weggegangen? Er schellte ein zweites Mal. Nichts rührte sich. Nachdenklich machte er sich auf den Heimweg. Im Behelfsheim angekommen, kniete er an seinem Bett nieder und sagte: »Lieber Heiland, du weißt, ich bin hier der frechste Junge; es tut mir leid. Bitte, komm in mein Herz. Hilf mir jetzt. Ich will nach Gottes Maßstab leben, jeden Tag.«

Müde kam die Großmutter abends heim. Sie öffnete die Tür und blieb vor Staunen stehen.

»Was ist denn hier passiert?« fragte sie. Das Zimmer war aufgeräumt, das schmutzige Geschirr gespült, sogar eine alte Tischdecke lag auf dem Tisch. »Günter, ist jemand hier gewesen?« – »Nein, Großmutter, das hab ich gemacht.« – »Ja, wie kommst du denn dazu?« Sie schaute den Jungen von oben bis unten an. Er war gewaschen und gekämmt. »Was ist in dich gefahren?« Da strahlte Günter: »Großmutter, ich habe dem Heiland mein Herz aufgemacht. Heute nachmittag in der Kinderstunde sagte Frau Schilden, wir sollen nach Gottes Maßstab leben. Ich habe gleich angefangen. Und jetzt weiß ich, dass der Herr Jesus auch mir hilft.«

Wir basteln ein Steppenpferd

Wir biegen zuerst aus dünnem Draht das Gestell (Abb. 1), umwickeln es dann mit naturfarbenem Bast, den wir zuvor in Wasser tauchen. Die Beine etwas dünner bewickeln (Abb. 2). Damit der Rumpf dicker wird, kann man auch Kordel unterlegen und das Ende davon als Schwanz hängen lassen; es muss aber auch noch mit Bast umwickelt werden.



Wenn das Pferdchen getrocknet ist, arbeiten wir aus rotem Bast die Mähne. Wir fädeln den Bast in eine große Stopfnadel und bilden weite Schlingen (Abb. 3). Diese werden aufgeschnitten, mit einem engen Kamm durchgekämmt und fest nach oben gebogen. Fertig ist die Mähne. Als Ohren benutzen wir zwei etwas kleinere Schlingen, die wir spitz zudrücken. Auch rote Augen können noch unter die Ohren gestickt werden. Auf dieselbe Weise könnt ihr verschiedene Tiere basteln: Giraffen, Hunde, Katzen und viele andere.

Paulo hält sein Versprechen

Leichtfüßig eilte Paulo dahin. Er war zehn Jahre alt, schwarz und hatte einen Wuschelkopf. Immer wieder fühlte er nach dem Päckchen in seiner Tasche. »Das gehört mir«, murmelte er glücklich. »Ich habe es selbst verdient. Für diese 100 Franken kann ich mir einen schönen Anzug kaufen. – Sind es auch wirklich 100?« Schon hatte er die Scheine in der Hand und zählte: »80 – 90 – 100. Der Onkel hat mich für meine Hilfe bei der Kaffee-Ernte gut bezahlt. Was werden wohl morgen die anderen sagen, wenn ich in meinem neuen Zeug zum Gottesdienst komme?« Stolz reckte er sich. Doch dann wurde sein Blick ein wenig trübe, und er zog die Stirn kraus. Was mochten die Sachen kosten? Ob er alles Geld brauchte?

Dann blieb ihm nichts mehr für das Opfer. Und der Pastor hatte noch am letzten Sonntag gesagt, sie sollten dem Heiland wenigstens den Zehnten geben. Halt, dachte Paulo, wenn ich das tue, habe ich ja nur noch 90 Franken. Ob man dafür auch einen schönen Anzug bekommt?

Unschlüssig blieb er stehen. Er hatte den Herrn Jesus lieb, aber – war das nicht zuviel verlangt von einem Jungen? Endlich schüttelte er den Kopf: Der Heiland wird mich schon verstehen, wenn ich ihm diesmal nichts gebe. Meine Hose ist so alt und geflickt, und ein Hemd besitze ich überhaupt nicht.



Endlich erreichte er den Laden. Er studierte erst gar nicht lange das Schaufenster, sondern öffnete gleich die Tür. Ein Glockenzeichen meldete seine Ankunft. Männer, Frauen und Kinder drängten sich in dem kleinen Raum. Was es hier alles zu kaufen gab!

Die Frauen prüften Pfannen, Kochtöpfe und andere Haushaltsgegenstände. Sie fühlten die Stoffe an, die auf dem Ladentisch lagen oder von der Decke herunterhingen, und die

Männer suchten Werkzeuge oder prüften Anzüge.

Paulo blieb fast das Herz stehen. So viele schöne Dinge hatte er noch nie auf einmal gesehen. Langsam ließ er sich im Gedränge mit an den Ladentisch schieben. In einem großen Regal entdeckte er Anzugstoffe. Bald hatte er gefunden, was er suchte. Dieser blaue Stoff würde sich bestimmt für einen Anzug eignen. So einen schönen Stoff besaß keiner der Jungen in seinem Dorf. Wieviel er wohl kosten mochte? Da lag noch ein weißer Stoff. Aber der war lange nicht so schön wie der blaue.

Endlich gelang es Paulo, einen Verkäufer zu fragen: »Was kostet ein Anzug aus diesem blauen Stoff?« – »Soll er für dich sein?« – »Ja.« – Der Verkäufer überlegte einen Augenblick: »Hose und Hemd genau 100 Franken.« – »Das ist prima!« jubelte Paulo, »so viel Geld habe ich gerade.« – »Soll ich dir den Stoff abschneiden?« – Der Junge antwortete nicht. Ihm war eingefallen, dass er dann keinen Franken für den Heiland übrig behielt. Zögernd fragte er weiter: »Da liegt noch weißer Stoff. Was würde ein Anzug daraus kosten?« – »75 Franken. Aber er ist nicht so gut wie der blaue. Wenn du 100 Franken hast, nimm doch den blauen.«

Paulo befühlte beide Stoffe. Der blaue war wirklich besser und sah viel schöner aus. Und er sollte den schlechteren Stoff nehmen, nur weil er versprochen hatte, den Zehnten zu geben? »Zu dem blauen Stoff bekommst du ein

Maß Zucker geschenkt«, begann der Verkäufer wieder, »bei dem weißen nur ein Maß Salz.« Das also auch noch. Die Wahl wurde immer schwerer. Zucker war natürlich viel wertvoller als Salz. Da schmeckte der Tee gleich viel besser. Allerdings würde sich Mutter auch über das Salz freuen.

Paulo konnte sich immer noch nicht entscheiden. Gerade hatte er wieder den blauen Stoff in der Hand, als er die Stimme seines Pfarrers zu hören glaubte: »Vergiss es nie, Paulo, wenn du dem Herrn Jesus ein Versprechen gibst, musst du es auch halten.«

Der Verkäufer wurde ungeduldig. Da senkte der Junge den Kopf und sagte langsam: »Ich glaube, ich nehme den weißen Stoff.« Und ärgerlich dachte er: Warum habe ich bloß dieses Versprechen gegeben? Jetzt muss ich mir deshalb einen schlechteren Anzug kaufen. Und die anderen werden mich längst nicht so bewundern, als wenn ich den blauen Stoff genommen hätte.

Der Verkäufer schnitt den Stoff ab und gab ihn einem der drei Schneider. Interessiert beobachtete der Junge, wie schnell die Nadel hin- und herflitzte. Es dauerte gar nicht lange, da hielt der Schneider Paulo den fertigen Anzug hin: »So, Hose und Hemd sind fertig. Soll ich sie einwickeln, oder willst du sie anziehen?« – »Nein, einpacken, bitte.«

Immer noch enttäuscht und unwillig begann Paulo den Heimweg. Zum erstenmal

hatte ich genug Geld für eine schöne Hose und ein gutes Hemd, murrte er in seinem Herzen. Aber ich muss ja mein Versprechen halten. Prüfend sah er zum Himmel. Dunkle Wolken verdeckten das schöne Blau. Alles geht heute schief! Wenn es jetzt noch zu regnen anfängt, wird das Salz feucht. Das Papier zum Einwickeln reicht auch nicht! Oder ob ich das neue Zeug anziehe und das andere Papier um das Salz wickle? Dann habe ich wenigstens das Geschenk für Mutter gerettet. Gedacht, getan. Im Handumdrehen hatte er Hose und Hemd an und wickelte das Salz sorgfältig ein. Er hätte aber auch keinen Augenblick länger warten dürfen, denn schon fielen die ersten dicken Tropfen.

Irgendwie passte das Grau des Himmels und der Regen zu Paulos Stimmung. Wie froh war er heute Morgen aufgebrochen! Und nun? Sein neuer Anzug wurde nass, bevor er ihn seinen Freunden zeigen konnte. Gar nichts geht heute richtig, dachte er missmutig. Wenn ich kein Christ wäre und alles Geld für mich behalten könnte, hätte ich blauen Stoff gekauft, aber ... Ein neuer Gedanke kam ihm. Ich habe ja 25 Franken! Nur zehn davon brauche ich in die Kirche zu bringen. Dann kann ich mir von dem Rest noch ein neues Messer kaufen. Immerhin besser als nichts!

Am nächsten Morgen half ihm die Mutter, seine neuen Sachen zu bügeln. Stoiz trat er wenig später mit seinem Klappstühlchen unter

dem Arm in die Kirche. Die anderen Jungen stießen sich an: »Der Paulo hat sich aber fein gemacht.« Still setzte er sich hin. Nach dem Eingangslied stand der Pastor auf. »Heute haben wir Besuch. Ein Lehrer aus dem Nachbarstamm wird zu uns sprechen.« – »Au fein! Das ist immer interessant, wenn mal ein anderer kommt.« Paulo saß kerzengerade.

»Seht euch einmal bei euch um«, begann der fremde Lehrer. »Ihr wohnt in einem Dorf, in dem viele dem Herrn Jesus gehören. Ihr habt eine Kirche gebaut und habt einen Pastor. Und ihr Jungen und Mädchen habt eine Schule. Ihr lernt rechnen und schreiben und das Wort Gottes lesen. Wir vom Banandestamm drüben auf den Hügeln haben auch schon vom Herrn Jesus gehört. Viele von uns glauben an ihn. Wenn wir sterben, werden wir nicht an den Ort kommen, wo Schmerzen und Not sind, sondern für immer zum Heiland gehen.

Missionare aus einem fernen Land haben uns zuliebe ihre Heimat verlassen und sind über den großen Ozean zu uns gekommen. Durch sie wissen wir von der Liebe des Heilandes und glauben an ihn. Wir brauchen nicht mehr auf den dunklen Wegen unserer Vorfahren zu gehen, haben keine Angst vor den Geistern und opfern ihnen nicht. Der Herr Jesus hat uns frei gemacht. Daran wollen wir denken und ihm dafür danken.« Paulo nickte beschämt. War er der Junge, der noch gestern dachte: Ach, ich wollte, ich wäre kein Christ,

dann könnte ich alles Geld für meinen neuen Anzug ausgeben?

Der Redner fuhr fort: »Weit hinter unseren Bergen wohnt der Stamm der Wakumo. Diese Leute haben noch nie etwas von Jesus gehört. Ich war dort und habe fast geweint, als ich sah, wie sie leben. Sie wissen nichts vom Wort Gottes. Sie haben nie gehört, dass Jesus für ihre Sünden starb. Sie fürchten die bösen Geister. Wenn sie krank sind, rufen sie den Zauberdoktor. Ich habe ihnen von Jesus erzählt. Sie haben aufmerksam zugehört; aber sie konnten nicht alles verstehen. Es war zu neu für sie. Sie haben mich gebeten: "Komm doch zurück und sage uns mehr." Aber ich kann nicht. Ich muss für meine eigene Gemeinde sorgen. Darum habe ich ihnen versprochen, dass ich euch von ihrer Lage berichten würde. – Ist jemand hier, der jenen Stamm das Wort Gottes bringen will? Wer ist bereit, den Segen weiterzugeben, den Gott ihm geschenkt hat?« Der Lehrer hielt an und wartete. Paulo schaute sich um. Sein Herz klopfte: Würde sich jemand melden? Jene fremden Menschen mussten doch auch vom Heiland hören!

Eine lange Pause trat ein. Endlich erhob sich ein junger Mann: »Ich bin bereit. Gott hat mit mir gesprochen. Ich will gehorsam sein und den anderen Menschen vom Herrn Jesus erzählen.«

Der Redner trat einen Schritt vor: »Wird diese Gemeinde soviel Geld geben, dass der

junge Mann gehen kann? Dort stehen die Körbe. Denkt bei eurem Opfer daran: Ihr gebt von dem Segen weiter, den Gott euch geschenkt hat. Auch die Wakumo sollen von Jesus hören. Wir wollen heute wirklich ein Opfer zusammenlegen!«



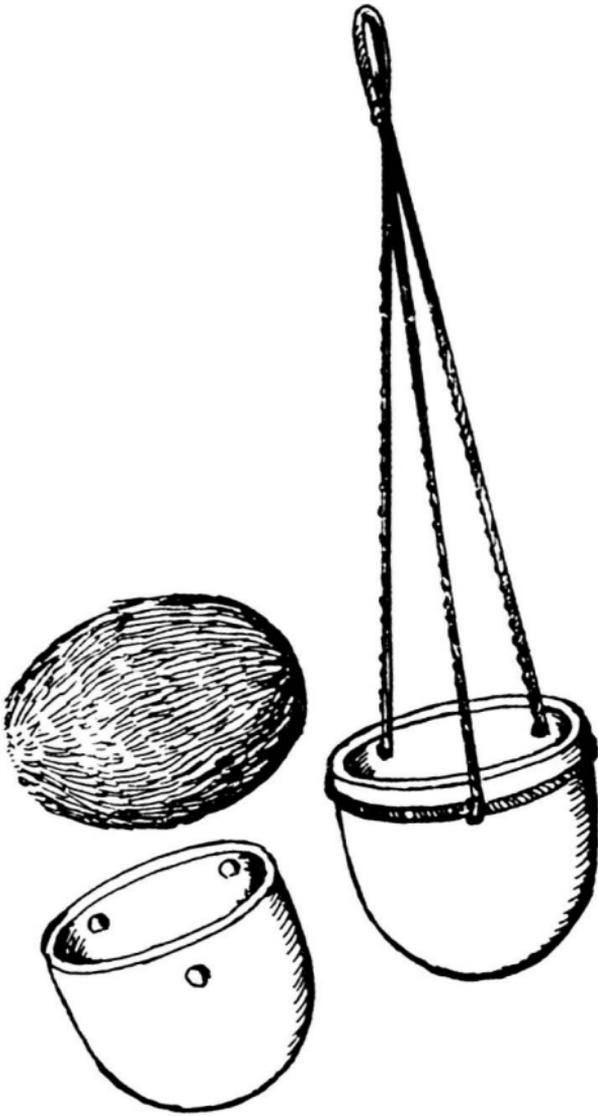
Da dachte Paulo an die 25 Franken in seiner Tasche. Zehn kommen in den Opferkasten, die 15 anderen brauche ich für mein Messer. Schon erhob er sich, um nach vorn zu gehen. Da war es, als ob er den Redner noch einmal hörte: Denk an den Segen, den du empfangen hast. Vergiss die Wakumo nicht, die noch nichts vom Heiland wissen! Erschrocken blickte er sich um. Es schien ihm, als ob ihn alle ansahen. Konnten sie seine Gedanken lesen? Sollten nicht lieber andere Menschen vom Heiland hören, bevor er sich ein neues Messer kaufte?

O Herr Jesus, vergib mir, betete er in seinem Herzen, dass ich mein Versprechen fast nicht halten wollte. Es tut mir leid, ich war geizig. Aber jetzt freue ich mich, weil ich den weißen Stoff gekauft habe. Denn nun kann ich 25 Franken geben und tue das gern.

Wir basteln eine Blumenschale

Vielleicht habt ihr Weihnachten eine Kokosnuß bekommen. Vorsicht beim Öffnen! Nicht nur das Fleisch ist wertvoll; aus der Schale lassen sich schöne Dinge basteln:

Von einer Kokosnußschale wird ungefähr ein Drittel abgesägt. Die so entstandene Halbkugel wird so lange mit Glaspapier bearbeitet, bis sie glänzt. In gleichen Abständen werden drei Löcher, ein Zentimeter unterhalb des Randes, gebohrt. Aus Bast wird eine lange Schnur geflochten, durch die Löcher gezogen und oben zu einem Knoten gebunden. Gefällt sie euch?



Die Scharade

Vier Kinder gehen aus dem Zimmer und denken sich ein Wort mit vier Buchstaben aus, z.B.: Wald. Jedes Kind nimmt davon einen Buchstaben und denkt sich ein Wort dazu, welches mit demselben Buchstaben anfängt. Dann gehen die vier zurück ins Zimmer zu den anderen Kindern. Jedes hat sich zu dem Wort eine kleine Szene ausgedacht und versucht, es den anderen ohne Worte darzustellen. Das erste Kind, das den Buchstaben »W« erhalten hat, bläst und bläst, und die Zuschauer sollen daraus den Wind erkennen. Sie müssen sich von jedem Bild den ersten Buchstaben merken. Am besten ist, jeder hat einen kleinen Zettel und schreibt sich die ersten Buchstaben jedes Bildes auf.

Das zweite Kind geht gebückt wie ein alter Mann oder eine alte Frau: das »A« von alt muss geraten werden. Das dritte Kind läuft hin und her, die Kinder müssen das Wort »laufen« erkennen und das »L« aufschreiben. Das vierte Kind stellt eine Dame dar, und die Kinder merken sich das »D«.

Es können natürlich auch andere Bilder erdacht werden. Noch schöner ist es, wenn die Szenen mit Kostümen dargestellt werden.

Wer von den Zuschauern zuerst die Lösung erraten hat, läuft schnell zu einem Schauspieler und sagt ihm das erratene Wort ins Ohr. Die es richtig erraten haben, dürfen die nächste Scharade spielen. Mit entsprechend gut ausgesuchten Wörtern passt die Scharade auch fein in unseren Jungscharabend oder aufs Sonntagschulfest.

Der Götze mit dem Elefantenkopf

Schnell verschwand Panno hinter den Bäumen des Orangenhains. Niemand aus der Missionschule sollte ihn sehen. Seine Freunde nicht und bestimmt nicht die Hauseltern. Nun lag ein dichter Wald zwischen dem kleinen indischen Jungen und der Schule. Beruhigt ging er weiter.

Wer hat schon Lust, den ganzen Tag auf dem Feld zu arbeiten, dachte er, es wird viel interessanter sein, wenn ich mir die Prozession anschau. – Eigentlich sollte ich als Christ ja nicht hingehen. – Ha, er zuckte mit den Schultern, was kann mir das schon schaden. Ich gehe zu Utam und sehe vom Fenster aus zu.

»Prima«, sagte Utam, als er seinen Vetter sah. Er strahlte übers ganze Gesicht. »Du bist also doch von der Schule losgekommen.« – »Hm«, nickte Panno nur und begrüßte Onkel und Tante. »Sag mal, Panno, wie geht es deinen Eltern?« – »Ihr Aussatz ist nicht mehr ganz so schlimm, seitdem die Missionare ihnen Medizin geben. Sie fühlen sich besser.«

Ungeduldig stieß Utam ihn an. »Komm Panno, Vater hat ein großes Bild von Gamisch ge-

kauft. Wir sollen es in der Prozession tragen.«
– »Ja, Panno«, nickte der Onkel. »Ihr nehmt den Gott auf eure Schultern. Ich habe in diesem Jahr sehr viel verdient, und deshalb möchte ich Gamisch ehren. Vielleicht wird er sogar die Krankheit deiner Eltern heilen, wenn sie ihn ernsthaft anbeten.«

Gerade wollte Panno erwidern: Nicht Gamisch hilft uns, sondern Jesus Christus. Aber irgendwie konnte er nichts herausbringen. Er stammelte nur etwas, das niemand verstand. Aufgeregt zog Utam ihn zur Tür. »Los, Panno, hilf mir, dass wir das Brett fertig bekommen!«
– »Aber iiiich ...«, stotterte Panno. Weiter kam er nicht. Utam unterbrach ihn: »Los, wir haben nicht viel Zeit!«

Während der Arbeit schaute Panno den Götzen an. Er hatte einen Elefantenkopf mit einer Krone. Die Augen waren wie menschliche Augen. Der Junge blickte unruhig hin und her. Was kann ich nur tun? Ich wollte nicht in der Prozession mitmarschieren, nur zuschauen. Ich bin ein Christ! Und dies ist Götzendienst. Aber wie soll ich's jetzt erklären? Jeder erwartet, dass ich mithilfe, den Götzen zu tragen. Utam schafft es nicht allein. Und Onkel und Tante helfen meinen Eltern. Sie glauben, Gamisch werde Vater und Mutter gesund machen. Muss ich nicht ihretwegen mitmachen? Wenn ich jetzt nein sage, werde ich ihnen weh tun. Und Utam wird mich auslachen. – Außerdem, beruhigte er sich schließlich, ist einmal ja nicht so

schlimm! Von der Schule wird mich schon niemand sehen.

Bald marschierten die Jungen mit all den anderen Kindern in der großen Volksmenge. Jeder trug ein Götzenbild: kleine und große, teure und billige. Über den Straßen und vor den Häusern hingen Blumengirlanden. Es schien Panno, als ob die leeren Augen dieser hässlichen Götzenbilder ihn verfolgten, wohin er ging. Er schrak zusammen: »O Gott«, betete er mitten in der lärmenden, lachenden Menge, »das bist du nicht, dieses schreckliche Bild. Das ist böse. Ich bin dein Kind. Ich sollte nicht hier sein und den Gott Gamisch ehren.«

Armer Panno! Er machte sich so klein wie möglich, denn er schämte sich. Aber er hatte keinen Mut, einfach wegzugehen. Der Götze wurde schwerer und schwerer. »Los, komm Panno!« rief Utam. »Wir bleiben ja zurück! Wir sind nicht früh genug am Fluss, um den Götzen dort gemeinsam mit den anderen in den Fluß zu stellen.« Utam beschleunigte seinen Schritt, und Panno musste folgen.

Nachdem sie den Götzen im Wasser gelassen hatten, schlenderten die beiden Jungen zurück. »Was machen wir jetzt?« fragte Utam. »Ich weiß nicht.« Panno konnte sich nicht mehr freuen. »Ich glaube, ich gehe zurück zur Schule.« – »Jetzt noch nicht!« Utam starrte seinen Vetter entgeistert an. »Wir können noch viel unternehmen.« Aber Panno schüttelte den Kopf. »Ich habe keine Lust mehr. Ich gehe

zurück.« Kopfschüttelnd erwiderte Utam: »Na, dann hau ab. Ich werde schon was Interessantes finden.«

Langsam ging Panno die Straße entlang. Da zuckte er zusammen. Aus einem offenen Fenster erklang ein christliches Lied. Das hörte sich so schön an! Und doch eilte Panno so schnell wie möglich weiter. Er sah sich scheu um. Hatte ihn jemand erkannt? Niemand durfte wissen, dass er in der Stadt war. Schwer und bang schlug sein Herz. Er ging langsamer. Der Weg schien kein Ende zu nehmen.

Endlich sah er das Missionshaus vor sich. Er seufzte erleichtert: Niemand hat mich gesehen. – Doch, Gott sah dich! flüsterte eine Stimme in seinem Herzen. Und Panno wusste, dass es so war. Er weinte fast. Gott hat mich gesehen, als ich das Götzenbild auf meinen Schultern trug. Ich hätte nicht in die Stadt gehen sollen. Ich hatte Angst, Onkel und Tante von Jesus zu sagen. Gefürchtet und geschämt habe ich mich und wollte nicht anders sein, als die andern. Der Hausvater wird mich bestrafen, weil ich wegelaufen bin. Aber wie kann mich Gott jetzt noch lieben? Wie kann Jesus mit mir gehen und mir helfen? Ich habe ihn verleugnet. Sicher will er jetzt nichts mehr mit mir zu tun haben!

Der Junge schlich in sein Zimmer. Keinen mochte er sehen, und doch drängte es ihn, dem Hausvater alles zu sagen. Er nahm sich vor, bis zum nächsten Morgen zu warten. Aber er wartete vergeblich. Die Nacht mit ihrer

Dunkelheit schien sich endlos auszudehnen. Panno warf sich auf seinem Lager hin und her. Beim ersten Tageslicht stand er auf, griff zur Bibel und las. Er blätterte Seite um Seite um und betete verzweifelt: »Herr, kannst du mir vergeben?« Da stieß er auf Worte, die er schon oft gelesen hatte: »So wir aber unsere Sünden bekennen, so ist er treu und gerecht, dass er uns die Sünden vergibt und reinigt uns von aller Untugend.«

Ist das wirklich wahr? fragte sich Panno. Wird Gott meine Sünden vergeben? Er stockte. Was muss ich tun? Hier steht: Bekennet die Sünde! – Ich darf nicht länger warten. Ich muss dem Hausvater alles sagen. Vorsichtig schlich er zu dessen Zimmer hinüber.

Er ließ nichts aus, erzählte alles. »Und nun«, schloss er, »möchte ich so gern wieder Frieden in meinem Herzen haben. Dieser Vers sagt, was ich tun soll. Aber ich verstehe es nicht richtig.« Der Hausvater las 1. Johannes 1, 9 noch einmal und schaute in die angstvollen Augen des Jungen. »Das bedeutet: Wir müssen Gott bekennen, was wir falsch gemacht haben. Dann wird er uns vergeben.« – »Ist das alles?« Panno konnte es kaum glauben. »Das ist alles«, bestätigte der Hausvater, »wenn du nur gegen Gott gesündigt hast. Aber wenn du auch einem anderen Unrecht getan hast, musst du es auch bei ihm in Ordnung bringen.«

Panno senkte den Kopf: »Ich bin Ihnen ungehorsam gewesen. Das tut mir leid.« – »Du

weißt, dass du dafür bestraft wirst? Wenn es noch einmal geschieht, mußt du die Schule verlassen.« – »Es wird nicht mehr geschehen«, versprach der Junge ernst. Da legte ihm der Hausvater liebevoll die Hand auf die Schulter: »Ist das jetzt alles?« fragte er.

»Nein, ich habe Onkel und Tante nichts von Jesus erzählt. Ich habe ihnen nicht gesagt, dass Jesus ihnen helfen kann. Er allein kann meine Eltern gesund machen. Meinen Sie das?« – »Das könnte ein Teil sein«, antwortete der Hausvater. »Mehr weiß ich nicht.« Panno schüttelte ratlos den Kopf.

»Wie ist es mit den Leuten, die in der Stadt wohnen? Glaubst du nicht, dass einige von denen, die dich gesehen haben, wissen, dass du zu uns gehörst? Vielleicht haben sie schon triumphiert und sagen: Jetzt können wir ja sehen, was diese neue Religion bedeutet. Der Junge nennt sich Christ und trägt in der Prozession den Götzen Gamisch.«

»Daran habe ich gar nicht gedacht«, stammelte Panno erschrocken. »Das wäre aber schlecht für die Christen!« Der Hausvater nickte ernst. »Ich fürchte, du hast ihnen geschadet.« In seiner Angst kam Panno näher. »Was muss ich denn tun? Sagen Sie mir doch, wie ich das in Ordnung bringen kann?«

»Ich glaube, du solltest zu deinem Onkel und deiner Tante gegen und ihnen alles sagen. Erkläre ihnen, warum es für dich nicht richtig war. Und dann bitte den Herrn Jesus, dass er

die hilft, ihnen von ihm zu erzählen.« Panno zuckte zusammen. Das würde schwer sein. Aber der Hausvater hatte noch mehr zu sagen. »Ich meine auch, dass du beim nächsten Gottesdienst zu den Ältesten gehen und ihnen bekennen solltest, was du getan hast. Sage ihnen, dass es dir leid tut, und dass du so etwas nicht wieder tun willst.«

Panno war ganz blaß geworden. Eine lange Pause trat ein. Mit keinem Wort unterbrach der Hausvater die Stille. Endlich nickte Panno und sagte leise: »Ja, ich will es tun. Es wird das Schwerste sein, was ich je habe tun müssen. Aber wenn Gott mir hilft, will ich es versuchen. Dann werde ich wieder Frieden haben und ganz fröhlich sein.«



Große Wäsche



In dem Waschfaß erhältst du waagrecht und senkrecht dieselben Worte:

- 1. Hast*
- 2. Stacheltier*
- 3. Körper*
- 4. Deutscher Fluß*

Ergänzungsrätsel

Zwischen die nebeneinanderstehenden Wörter ist jeweils ein drittes zu suchen, das sowohl mit dem davorstehenden wie mit dem danachstehenden ein zusammengesetztes Hauptwort ergibt. Die Anfangsbuchstaben der neugefundenen Wörter ergeben, von oben nach unten gelesen, ein Geschenk Gottes, ohne das niemand auskommen kann.

1. Zier Halm
2. Weih Hemd
3. Sommer Stern
4. Haus Decker
5. Schmiede Bahn

(Auflösung Seite 126)

Go-E schweigt nicht

Die Schritte des zehnjährigen Chinesenjungen wurden noch langsamer, als er vor sich das Schulhaus auftauchen sah. Nur noch wenige Minuten, und ich stehe dem Lehrer gegenüber, dachte er. Wie soll ich es ihm nur sagen? Ich weiß noch, wie schrecklich er geschimpft hat, als einige von uns die Stunden des Missionars im Nachbarort besuchten. Ich wollte ihm auch gehorchen und nie wieder hingehen, aber der Missionar hat so spannend von Jesus erzählt, dass ich doch noch einmal dort war. Und dann immer wieder. So schöne Geschichten hatte ich noch nie gehört. Gestern habe ich den Heiland in mein Herz aufgenommen. Ich bin so froh und habe doch schreckliche Angst ...! Oder sollte er es dem Lehrer doch nicht sagen? Er konnte ihn ja auch nur begrüßen und sich dann auf seinen Platz setzen. Bei uns in Deutschland würde es jeder so machen. Aber für einen Chinesenjungen bedeutete diese Begrüßung mehr. Sie war die entscheidende Gelegenheit, zu sagen, wer man ist. Solche Gelegenheiten gibt es ja auch bei uns.

Es ist feige, wenn ich den Mund halte, dachte Go-E. Der Heiland hat so viel für mich getan.

Ich kann wenigstens sagen, dass ich zu ihm gehöre. So wirbelten die Gedanken durch seinen Kopf. Andere Jungen holten ihn ein. Lachend und schwatzend sprangen sie gemeinsam die Treppe des Schulhauses hinauf. Go-E ging still in ihrer Mitte. Sein Kampf war noch nicht entschieden: Was würde geschehen, wenn er es dem Lehrer sagte? Oder sollte er doch besser schweigen?

Die anderen drängten ihn weiter. Ehe er sich recht versah, stand er schon vor der Klassentür. Der Lehrer erwartete sie. Nach einer tiefen Verbeugung schlüpfte einer nach dem anderen auf seinen Platz. Go-Es Herz klopfte wild. Er verbeugte sich tief. »Guten Morgen, Herr Lehrer. Ich möchte Ihnen gern etwas von Jesus erzählen.« Da verzerrte sich das Gesicht des sonst freundlichen Mannes. Mit zwei, drei Schritten war er am Pult, ergriff den Stock und schrie den Jungen an: »Was sagst du? Ich habe euch doch verboten, von diesem Gott zu reden. Dass du mir ja den Namen nicht mehr nennst. Bist du doch bei den fremden Teufeln gewesen?« Wütend schlug er auf Go-Es Beine. Der Junge biss die Zähne zusammen. Die Hiebe taten weh. Und auch das andere machte ihn traurig: Wie konnte er dem Lehrer vom Heiland erzählen, wenn er ihn gar nicht anhörte? Er musste es doch auch wissen, sonst war er verloren.

Der nächste Morgen kam. Ob ich heute schweige, überlegte Go-E, als er vor der Schu-

le stand. Der Lehrer wird mich doch nur schlagen, er hört nicht zu. Ich kann ihm nichts von Jesus sagen.

Bald war er an der Reihe, den Lehrer zu begrüßen. Er verneigte sich tief. »Guten Morgen, Herr Lehrer«, sagte er leise und fügte stockend hinzu: »Ich möchte, dass Sie den Heiland auch kennenlernen.« Bei dieser Bemerkung wurde der Lehrer noch zorniger als am Tag vorher. Er schlug Go-E so, dass er kaum noch stehen konnte. »Nun hast du hoffentlich verstanden, dass ich nichts hören will«, schrie er. »Setz dich auf deinen Platz! Aber das sage ich dir: Wenn du noch einmal von diesem Jesus sprichst, werde ich dich noch viel härter bestrafen.«

Der Morgen schien kein Ende nehmen zu wollen. Endlich klingelte es zum letztenmal. Langsam humpelte der Junge heim. »Bist du gefallen?« fragte ihn die Mutter besorgt. Stumm schüttelte er den Kopf. »Na, sag's schon, Junge«, mischte sich der Vater ein. »Ich – bin geschlagen worden.« – »Warum?« – »Ich habe dem Lehrer von Jesus erzählt.« – »Waaaas hast du?« – »Ich bin in die Stunden des weißen Mannes gegangen, und vor einigen Tagen habe ich Jesus mein Herz geschenkt.« Wütend wollte der Vater aufspringen, doch die Mutter hielt ihn zurück. Go-E erzählte stockend weiter: »Und dann habe ich gestern und heute dem Lehrer gesagt, dass ich etwas vom Herrn Jesus weiß. Da ist er böse geworden und hat mich

geschlagen.« »Das werde ich auch noch besorgen«, rief der Vater. »Was fällt dir ein? Ich habe dir befohlen, diese Fremden zu meiden. Du darfst von ihnen lernen, aber ihr Gott geht dich nichts an, verstanden? Wir haben unseren eigenen Gott!« Nur mit Mühe gelang es der Mutter, den aufgeregten Mann zu beschwichtigen. Go-E bekam keine Prügel mehr.

Viel zu früh kam der neue Tag. Alles tat dem Jungen weh, und doch musste er wieder zur Schule. Was würde heute geschehen? Ob er diesmal nach der üblichen Verbeugung einfach auf seinen Platz gehen sollte? Der Lehrer wusste, dass er Jesus gehörte. Alle wussten es. Eigentlich war es jetzt genug. Mühsam humpelte er zum Schulhaus. Hier und da zeigten einige Jungen auf ihn und lachten. Sollte er schweigen? »Wer mich bekennt vor den Menschen, den werde ich bekennen vor meinem himmlischen Vater. Wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den werde ich verleugnen vor meinem himmlischen Vater.« Erschrocken drehte sich Go-E um. Wer hatte das gerufen? Niemand war in der Nähe. Die andern Jungen gingen gerade in das Schulgebäude. Ach so! Diesen Vers hatte er vor einer Woche beim Missionar gelernt. Bekennen vor den Menschen! Aber es war so schrecklich schwer.

Da stand der Lehrer schon. Tief verneigte sich der Junge, stammelnd grüßte er und fügte nach kurzem Zögern ein Wort über den Heiland hinzu. Der Lehrer konnte sich nicht mehr

beherrschen. Er ergriff einen Eisenstab und schlug dem Jungen damit über den Kopf. Das Kind brach bewusstlos zusammen und wurde nach Hause gebracht. Mehrere Wochen lag Go-E zu Bett. Er hatte viel Schmerzen. Und doch war er glücklich. Ich habe den Heiland nicht verraten. Er liebt mich, und er wird mir weiterhelfen. So dachte er immer wieder.

Die Wochen auf dem Krankenbett waren vergangen. Der erste Schultag kam. Go-E freute sich auf die Schule. Doch er hatte auch Angst. Was würde der Lehrer tun? Go-E hatte in den Tagen der Krankheit immer wieder gelernt, dem Herrn Jesus zu vertrauen. Er wusste: der Heiland ist auch in der Schule; sicher wird er mir helfen. Aber der Lehrer hatte ihm beim letztenmal gedroht: »Sagst du noch einmal etwas von diesem Jesus, so schlage ich dich tot!« Go-E wusste: Der Lehrer hielt sein Wort. Ein wenig blass stand er nun vor ihm und schaute ihn furchtsam an. Er verneigte sich tief, wie er es gewohnt war. Langsam kamen seine Worte: »Guten Morgen, Herr Lehrer.« Bevor er richtig überlegen konnte, sprach er schon weiter: »Ich glaube, wenn Sie Jesus lieben würden, brauchten Sie nicht so zornig zu sein.« Der Mann fuhr zusammen. Er sah den blassen Jungen an und sagte zögernd: »Setz dich auf deinen Platz, Go-E. Nach dem Unterricht sprechen wir weiter.«

Eine Stunde nach der anderen schlich vorbei. Go-Es Herz wurde immer schwerer, immer

mehr von Furcht erfüllt. Wollte der Lehrer allein mit ihm sein, wenn er ihn totschlug? Da beendete die Glocke endlich die letzte Schulstunde. Die Kinder räumten ihre Sachen zusammen und verließen die Klasse. Go-E blieb zurück. »Komm her, Junge!« Zitternd ging Go-E nach vorn. Wo war sein Mut? Den Kopf gesenkt, stand er regungslos da. Der Lehrer sagte nichts. Nur die Herzen klopfen. Da fühlte Go-E, wie sich eine Hand auf seine Schulter legte. »Erzähl mir etwas von diesem Jesus.« Go-E war, als hörte er nicht recht. Er schluckte ein paarmal, aber er brachte kein Wort über die Lippen. »Ich habe dich beobachtet«, fuhr der Lehrer fort. »Als ich sah, wie höflich und tapfer du warst, merkte ich den Unterschied zwischen dir und den anderen Kindern. Es muss doch etwas an diesem Jesus sein. Willst du mir von ihm erzählen?« Mit leuchtenden Augen nickte Go-E. Und ob er das wollte.

Bald darauf rief der Lehrer einen Missionar ins Dorf. Er wurde ein froher Christ. Sein verändertes Leben beeindruckte die Leute des Ortes. Viele folgten seinem Beispiel. Und das alles geschah, weil ein kleiner Junge seinem Heiland auch vor den Menschen treu geblieben war.

Der verlorene Sonntags- schulspruch

Dabei hatte Karl sich den Spruch extra auf einen Zettel geschrieben. Aber auf dem Heimweg hatten sie sich hinter dem Laster des Gemüsehändlers versteckt, und dabei war das Blatt eben hingefallen. Konnte Karl dafür, dass es ausgerechnet in einer Pfütze landete? Als er nach Hause kam, waren viele Buchstaben unleserlich geworden. Könnt ihr ihm helfen, aus den übriggebliebenen Resten den ganze Spruch wieder zusammenzubekommen?

_IM___ __D ER__ WER___ _ERG__EN.
A_R _EIN_ _ORT_ _ERDE_ _ICH_
VER___EN.

(Auflösung Seite 126)

Nur eine Sonne

Fragend kam ein kleines Mädchen zu seinem Vater: »Wie ist es denn möglich, dass der Heiland, der doch nur ein Heiland ist, zu gleicher Zeit in vielen Menschenherzen wohnen kann?« Der Vater dachte über diese Frage ein wenig nach, dann sagte er zu seinem Kind: »Nimm einmal

eine Anzahl Gläser und Tassen und fülle sie mit Wasser, und dann stelle sie im Garten in die Sonne.« Nachdem dies geschehen war, ging der Vater auch in den Garten und fragte das Mädchen: »Wieviel Sonnen haben wir?« – »Nur eine«, war die Antwort. »Nun sieh einmal: diese eine Sonne scheint zur gleichen Zeit in alle Gläser und Tassen, und wenn man noch viele tausendsolcher Gefäße aufstellen würde, so würden sie alle mit einemmal von der einen Sonne beschienen und durchwärmt. Weil nun Jesus ein großer, allmächtiger Heiland ist, kann er auch zur gleichen Zeit in vielen Menschenherzen wohnen«, erklärte der Vater.

Nicht als Gast

»Rita, sprich du heute das Tischgebet«, sagte die Mutter zu ihrer jüngsten Tochter. Als die ganze Familie zusammengekommen ist, beginnt Rita: »Komm, Herr Jesus, sei unser Gast ...« Plötzlich hörte Rita mitten im Gebet auf. »Nein, ich möchte nicht, dass Jesus unser Gast ist«, sagte sie entschieden, »ein Gast ist nur manchmal da, aber ich möchte, dass Jesus immer bei uns ist.«

Noch etwas Besseres

Ein 90jähriger Mann wurde einst gefragt: »Haben Sie den Herrn Jesus lieb?« Er antwortete: »Ja, ich habe ihn lieb; aber ich kann Ihnen noch etwas Besseres sagen.« Der Freund, der ihn angeredet hatte, erwiderte: »Kann es noch etwas Besseres geben, als Jesus zu lieben?« Da antwortete der Greis: »Ja, Jesus hat mich lieb!«

Sammy, der Negersklave

Sammy und Willi lebten vor vielen Jahren in Amerika, als es dort noch Sklaven gab.

Einträchtig hockten die beiden Freunde auf einem Baumstamm. Stolz zeigte Willi sein neues Buch. Er hatte sich heimlich aus dem großen schönen Haus seines Vaters weggeschlichen.



Er durfte nicht mit Sammy spielen. Sammy war ein Sklavenjunge. Aber Willi hing an seinem Freund. Immer wieder gelang es ihm, unbemerkt zu Sammy zu entweichen. Sammys Vater wohnte in einer kleinen Hütte der Sklavensiedlung. Und obwohl da alles ganz anders war als zu Hause, kam Willi gern hierher. Er lachte und spielte mit seinem schwarzen Freund. Hier konnte ihn der Vater nicht finden. Willi hatte Angst vor seinem strengen Vater. Einmal hatte er laut geweint, als der Vater einen Sklaven schrecklich misshandelte. Wie hatte der Vater ihn da ausgeschimpft. – Nun ging Willi seit einigen Tagen zur Schule und hatte sein erstes Lesebuch mitgebracht.

»Was ist das, Willi?« fragte Sammy. Diese komischen schwarzen Zeichen konnte er nicht verstehen. War das ein Zauberbuch? »Das ist ein Lesebuch, Sammy.« – »Was macht man damit?« – »Erst lernst du die Buchstaben und dann die Worte. Pass auf!« Und Willi buchstabierte stolz sein erstes Wort. Sammy hörte mit offenem Munde zu. »Kann das Buch denn sprechen?« Da musste Willi laut lachen. »Ja, Sammy, viele schöne Geschichten stehen in diesem Buch.« – »Mensch, Willi, kannst du mir das nicht auch beibringen?« Der weiße Junge überlegte einen Augenblick. Er wusste, dass das Gesetz den Schwarzen verbot, Lesen und Schreiben zu lernen. Sie durften nicht in eine Schule gehen, sondern mußten so früh wie möglich arbeiten. Er sah seinen Vater vor

sich. Sicher würde er bestraft werden, wenn der Vater es merkte. Aber warum sollte er es merken? Er konnte ja abends zu Sammy gehen, wenn der nicht mehr auf der Plantage arbeitete. Und schon nickte Willi: »Ja, Sammy, du kannst das auch lernen. Darfst aber keinem etwas davon erzählen. Dann lesen wir eben, wenn ich komme, und spielen nicht mehr.«

Tief verschloss Sammy dieses Geheimnis in seinem Herzen. Er freute sich auf jeden Tag, wenn sich die Büsche vor seiner Hütte teilten und Willi leise und vorsichtig heranschlich.

Allmählich lernte Sammy, was die komischen Zeichen in dem Buch bedeuteten. Er konnte Sätze lesen und schließlich eine ganze Geschichte.

Aber es wurde für Willi immer schwerer, Sammy unbemerkt zu besuchen. Der Vater kannte seinen Sohn und wollte nichts von irgendwelchem Umgang mit den Sklaven wissen.

Eines Abends kam Willi doch wieder. In seiner Hand hielt er ein kleines schwarzes Buch. »Was ist das?« fragte Sammy neugierig. »Das ist ein Neues Testament. Es erzählt von Jesus. Und ich möchte es dir schenken, denn mein Vater hat mir ganz streng verboten, zu euch zu gehen. Er passt genau auf. Und eben hat er gesagt, dass ich weit weg soll, um noch mehr zu lernen. Ich möchte mich von dir verabschieden.« Zuerst konnte Sammy es kaum fassen, dass er Willi nun lange nicht mehr

sehen sollte. Dann tröstete er sich. Er besaß ja jetzt ein Buch. Und das gehörte ihm ganz allein!

Begierig begann er zu lesen, mehr und mehr. Als er erkannte, dass Gott ihn lieb hatte, öffnete er sein Herz weit für den Heiland. Seine Augen leuchteten nun, wenn er in der Plantage arbeitete. Je länger er darüber nachdachte, um so weniger konnte er begreifen, dass Gott sich um einen Sklavenjungen wirklich kümmerte. Aber es machte ihn sehr froh. Er konnte gar nicht anders und fing bald an, seinen Freunden davon zu erzählen. Immer wieder nahm er sein kleines schwarzes Buch und besuchte die anderen Sklaven. Er las ihnen daraus vor und erklärte ihnen, warum er so glücklich geworden war.

Da rief ihn eines Tages sein Herr zu sich. Zornig schaute er auf den großen Jungen und sagte drohend: »Sammy, ich habe gehört, dass du sonntags in die Hütten der Sklaven gehst und predigst.« Sammy wunderte sich gar nicht, dass sein Herr das wusste. Er schaute ihn offen an: »Ja, Master. Ich muss den Sündern sagen, dass Jesus für sie gestorben ist.« – »Sammy, wenn du weiter am Sonntag predigst, dann will ich dir erzählen, was ich am Montag tun werde.« »Ja, Herr?« – »Ich werde dich an den Baum binden, diese Peitsche nehmen und deine Religion aus dir herausprügeln!« Scheu blickte Sammy den Baum an. Sein Herz erzitterte. Er wusste: Was

der Master sagte, das tat er auch. Langsam kehrte er zur Plantage zurück. Was sollte er tun? Irgend jemand hatte ihn dem Master verraten und würde das auch ein zweitesmal tun. Ob er lieber aufhörte? Aber dann dachte er an den Heiland, der noch viel mehr erduldet hatte als Schläge. Da wusste er: Ich muss hingehen und den anderen weiter von Jesus erzählen.

So stand er am nächsten Sonntag wieder mit seinem Neuen Testament vor seinen Freunden. Langsam begann er: »Der Master hat gedroht, mich zu schlagen. Aber wenn er es tut, leide ich nicht mehr, als mein Heiland für mich gelitten hat ...«

Am folgenden Morgen wurde er vor den Gutsbesitzer gerufen. »Sammy, ich habe gehört, dass du gestern trotz meines Verbotes gepredigt hast.« – »Ja, Master. Ich muss den Sündern sagen, dass Jesus für sie geschlagen wurde, damit sie frei ausgehen können.« – »Und ich habe dir gesagt, dass ich dich am Montag schlagen werde, wenn du am Sonntag predigst!«

Schlag auf Schlag klatschte auf Sammys bloßen Rücken, bis er ganz mit Striemen und Wunden bedeckt war. »Und jetzt scher dich aufs Baumwollfeld. Ich werde dir die Lust zum Predigen schon austreiben!« rief der Master zornig hinter ihm her.

Als der nächste Sonntag kam, sah Sammys Rücken furchtbar aus. Die Wunden waren

während der Woche nicht geheilt. Unter großen Schmerzen humpelte er zu den Hütten seiner Freunde. Lange schaute er sie an. Dann sagte er leise und eindringlich: »Der Master hat mich Montag fast getötet. Aber wenn ihr zu Jesus kommt, will ich gern für euch sterben.« Dann sprach Sammy von seinem Heiland wie nie zuvor. Viele hörten zu, und manche kamen und baten Jesus um Vergebung ihrer Schuld.

Am nächsten Morgen wurde Sammy wieder gerufen. »Mach deinen Rücken frei!« brüllte der Herr voller Wut. »Ich habe dir gesagt, wenn du predigst, werde ich dich peitschen. Wir wollen sehen, wer die größere Ausdauer hat. Ich will nicht, dass meine Sklaven von diesem Jesus hören. Verstehst du das nicht?« Sammy antwortete nicht. Gehorsam streifte er sein zerrissenes Hemd herunter. Zitternd stand er da und wartete auf die Schläge.

Schon erhob der grausame Mann seine Peitsche. Da schaute er auf Sammys Rücken. Überall sah er nichts als Wunden und Striemen. Er konnte keine heilen Stellen finden, auf die er hätte schlagen können. Langsam sank die Peitsche zu Boden. »Warum tust du das eigentlich, Sammy?« fragte er. »Du weißt doch, dass ich dich dafür bestrafe. Keiner gibt dir etwas dafür. Das einzige, was du bekommst, sind furchtbare Schläge.«

»Du fragst mich, Master, warum ich das tue. Ich will es dir sagen. Ich nehme alle diese

Schläge und Striemen und Wunden und zeige sie Jesus, wenn ich einmal zu ihm komme. Und dann zeige ich ihm, wie schön ich für ihn geworden bin. Wenn ich daran denke, ist es nicht so schwer, das auszuhalten.« Der Plantagenbesitzer stand unbeweglich. Seine Hand hob sich nicht zum Schlag. In verändertem Ton befahl er: »Geh aufs Feld zur Arbeit, Sammy!«

Der Sklave ging, froh, ohne Schläge davongekommen zu sein. Was mochte der Master wohl denken?

Am selben Nachmittag kam plötzlich ein Bote aufs Feld gelaufen. »Sammy, Sammy, komm schnell, der Master stirbt.« Sammy fand seinen unerbittlichen Herrn in schrecklicher Not. »Sammy, ich sinke«, schrie er. »Bete für mich!«

»Ich habe schon immer für dich gebetet, Master. Jetzt musst du selbst beten.« – »Ich kann nicht beten«, rief der Weiße verzweifelt, »ich kann nur fluchen.«

Schließlich beteten sie doch gemeinsam. Gott begegnete dem hartherzigen Weißen. Er zeigte ihm, dass er auch ihn liebte. Da wurde aus dem gefürchteten Plantagenbesitzer ein anderer Mann.

Einige Monate später rief er Sammy zu sich. Ohne Furcht betrat dieser das schöne Haus und stand vor seinem Herrn. »Hier sind deine Freispapiere, Sammy. Geh und predige

das Evangelium wo du willst. Gott sei mit dir,
damit noch viele hören, dass Gott sie liebt.«

»IHR WERDET MEINE ZEUGEN SEIN . . .
BIS AN DAS ENDE DER ERDE.«

(Apostelgeschichte 1, 8)



Kriegenspielen – einmal anders

Fangen oder Kriegen spielt ihr wahrscheinlich fast jeden Tag. Aber ob ihr die vielen Möglichkeiten kennt, mit denen man dieses Spiel abwechslungsreich gestalten kann?

Fangen mit Freimal

Ihr macht vorher bestimmte Stellen aus, an denen man nicht abgeschlagen werden darf.

Kriegen mit »Höhepunkten«

Statt eines Males wird ausgemacht, dass nicht geschlagen werden darf, wer auf einen Wagen, einen Zaun, einen Baumstumpf oder einen anderen erhöhten Punkt klettert.

Kreuzfangen

Dabei kann jeder dem Gejagten zu Hilfe kommen, indem er den Weg zwischen dem Gejagten und dem Jäger kreuzt. Der Jäger muss dann den Spieler jagen, der seinen Weg gekreuzt hat.

Mit Hilferuf

Wer bedrängt ist, darf einen andern zu Hilfe rufen. Wenn er mit ihm ein Paar bildet, dürfen sie nicht geschlagen werden.

Mit Hopsen und Kriechen

Warum wollt ihr immer rennen? Zwischendurch kann man mal auf allen vieren kriechen, auf einem Bein, mit geschlossenen Füßen oder wie ein Häschen hüpfen. Der Fänger gibt dann jeweils die Laufart an, und alle anderen müssen sie nachmachen.

In der Rakete sitzt ein Kater

Es wird ein Hauptwort bekannt gegeben, aus dem nun jeder innerhalb einer bestimmten Zeit durch Umstellen von Buchstaben neue Hauptwörter bilden muss. In dem Wort »Rakete« steckt z.B. ein »Kater«, außerdem aber noch die Wörter: Kate, Karte, Art, Rat, Ar, Kreta, Tee und Teer. Nach einer festgesetzten Zeit wird verglichen. Wer die meisten Wörter hat, ist Sieger.

Oder: Wenn beim Vergleichen mehrere das gleiche Wort haben, wird es bei allen gestrichen, und Sieger ist, wer die meisten übrig gebliebenen Wörter hat.

Eine Stadt mit »B«

In einer bestimmten Zeit müssen alle möglichst viele Städtenamen oder auch Namen von Pflanzen, Tieren, Flüssen, Ländern usw. mit einem bestimmten Anfangsbuchstaben aufschreiben. Die Entscheidung erfolgt wie bei dem Spiel »In der Rakete sitzt ein Kater«.

Das Regattaspiel

Wir basteln uns Schiffchen aus Papier und binden an jedes Schiff einen Faden. An das andere Ende des Fadens knüpfen wir ein Stück Holz. Die Fäden an den Schiffen müssen alle gleich lang sein. Dann stellen wir uns in einer Reihe auf und setzen die Schiffe so weit ab wie es geht, auch in einer Reihe. Einer gibt das Startzeichen, und wir fangen an, durch Drehen der Hölzer den Faden aufzuwickeln. Vorher haben wir noch auf unsere Schiffe eine Nummer geklebt. Das Schiff, das zuerst an dem dazugehörigen Stock anlangt, hat gewonnen. Wie bei einer echten Regatta werden dann Preise verteilt.

Ob ich es packen kann?

»Kommst du jetzt oder nicht?« Drohend hat Rainer die Faust geballt. Wilfried tritt einen Schritt zurück und raunt seinem Freund zu: »Ich brauche ja auch nicht immer zu tun was Rainer sagt.« Aber der hat es gehört. Mit einem Satz ist er auf ihn zugesprungen und umklammert ihn wie ein Schraubstock. Laut schreit Wilfried auf.

Aus den anderen Zimmern rennen die Jungen zusammen und stürzen sich auf Rainer. »Willst du loslassen!« »Immer bist du so!« – »Lass ihn doch in Ruhe!« Bald hört man nur noch Schreie und Keuchen. Alle Jungen des Kinderheimes nehmen Partei gegen Rainer. Sie hassen ihn, aber sie wagen ihn nur anzugreifen, wenn sie zusammen sind, denn Rainer ist der Stärkste. Er ist ja auch der Größte. Manchmal ist er richtig nett, aber meistens ärgert er sich, und dann schlägt er gleich zu. Nach links und rechts boxt er, und dabei ist es ihm gleich, wen er trifft oder was er trifft. Gesicht oder Arme, Rücken oder Beine, das macht ihm nichts aus.

Gewöhnlich geben die andern schnell nach. Aber diesmal halten sie verbissen aus.

Da! Wilfried ist frei! Endlich! In dickem Knäuel wälzen sie sich aus dem Tagesraum. Rainer sendet noch einige Püffe hinterher und schreit: »Ihr Feiglinge. Kommt doch 'ran! Ihr ...« Mit Schimpfworten spart er auch nicht gerade. Dann stapft er mit großen Schritten in seinen Schlaufraum.

Wehe dem, der ihm jetzt in den Weg kommt! Aber es kommt schon keiner! Denn die anderen Kinder, besonders die Mädchen, haben einfach Angst vor ihm.

Rainer weiß nicht, dass gerade jetzt im Zimmer der Heimleiterin über ihn gesprochen wird. »Wir wollen noch mehr Geduld haben. Der Junge hat eine so schwierige Vergangenheit. Sie wissen doch.« Fräulein Eger nickt still. Sie will es ja, und manchmal gelingt es auch. Aber wenn der Junge dann wieder so aufbraust und jähzornig wird – was kann sie nur tun? »Von seiner Mutter wissen wir immer noch nichts«, fährt die Leiterin fort. »Schade, dass der Junge erst so kurze Zeit bei uns ist. Wir wollen ihm aber zeigen, dass wir ihn gern haben.« Fräulein Eger hört und hört doch nicht. Vor sich sieht sie den Jungen, der ihr viel Not bereitet, sieht in Gedanken den Vater, der im Jähzorn einen Mord beging und zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurteilt wurde. Und die Mutter? Wo mag sie sich aufhalten? Ist es ein Wunder, dass der Junge so leicht auf-

braust, manchmal wegen der geringsten Kleinigkeit? Sie will ihm ja helfen. Wenn sie nur wüsste wie ... Die Leiterin spricht immer noch: »Und darum wollen wir uns noch mehr um den Jungen bemühen und versuchen, ihm hier ein Heim zu schaffen.«

Peng, da knallt eine Tür! Die beiden Frauen fahren zusammen. So kann es nur einer im Haus, wenn er wütend ist. Sie haben es ihm noch nicht abgewöhnen können.

Fräulein Eger steht schon, nickt ihrer Vorgesetzten zu: »Ich will's versuchen«, und geht. Es ist so leicht, Kindern zu helfen, wenn man merkt, dass sie sich Mühe geben. Aber einen Jungen lieben, der nur schreien, schlagen und lügen kann, der den ganzen Tagesablauf stört!? Mutlos schüttelt Fräulein Eger den Kopf. Sie kann das nicht. Auch dieses Gespräch hat ihr nicht geholfen.

Wie war es gestern in der Kinderstunde? Sie hatte so viel gebetet, und zuerst ging auch alles gut. Die Kinder saßen ruhig, sangen die Lieder mit und hörten den Geschichten aus der Bibel aufmerksam zu, bis, ja bis einmal Rainer in der Tür stand, ein Gesicht schnitt und sich dazu setzte. Und aus war's mit der Ruhe! Wozu gab es denn Nadeln und Papierschnitzel? Wozu konnte man denn so gut kneifen? Fräulein Eger brach die Stunde frühzeitig ab. Rainer hatte es sofort bemerkt und konnte sich die Bemerkung nicht verkneifen: »Warum hören Sie denn heute eher auf?«

Dieser Rainer war wirklich ein hoffnungsloser Fall. Fräulein Eger seufzt. Ja, für mich gewiss, denkt sie, als sie die große Diele entlang geht. Aber für Jesus kann es doch nichts Unmögliches geben. Er kann doch helfen. Ich will mich noch mehr auf ihn verlassen. Ich kann den Jungen ja nicht einfach übersehen. Wie das alles gehen soll, weiß sie allerdings nicht.

Tage vergehen, Wochen. Es wird Sommer. Alles scheint zu bleiben wie vorher. Wird Gott diese Gebete nicht erhören? denkt Fräulein Eger oft mutlos. Da bekommt sie eines Tages Nachricht: Es gibt jetzt jede Woche eine Kinderstunde im Radio, in der Geschichten aus der Bibel erzählt werden. Ob das etwas für Rainer wäre? Ob er diese Geschichten anhören wird?

An einem Sonntagabend schaltet sie die Apparate ein. Die Köpfe fahren herum, denn das Lied, das die Jungen und Mädchen hören, kennen sie von Fräulein Eger. Verstohlen beobachtet sie Rainer, der sich ganz hinten im Tagesraum mit einem Buch verkrochen hat. Er tut, als ob er lesen würde, aber keine Seite wird umgeblättert. Er hört zu, er hört wirklich zu.

Tage später bemerkt Fräulein Eger, dass Rainer einen Brief bekommt, einen großen Brief. Das ist seltsam, denn er hat keinen Menschen, der ihm schreibt. Aber sie fragt nicht, sondern beobachtet den Jungen nur.

Rainer sitzt in seinem Zimmer. Er kaut an seinem Federhalter. Wie soll er es nur ausdrücken? Der Bibelfernkurs, den er in dem

großen Brief fand, hat ihm viel Freude bereitet. Nur auf eine Frage weiß er keine Antwort. Da steht: »Wie ist es mit dir? Hast du dem Herrn Jesus dein Herz geöffnet?« Was soll er sagen? Ist das für ihn überhaupt möglich? Langsam schreibt er: »Ich weiß nicht, ob ich es packen kann, denn glaub mir, ich bin so böse. Der Heiland kann mich ja nicht lieben. Aber ich habe Sehnsucht nach ihm. Ob er mir helfen kann? Ich habe nur Böses in meinem Herzen und in meinem Blut.«

Erstaunt liest er einige Tage später die Antwort: »Der Herr Jesus ist gerade für solche gekommen, wie Du einer bist. Komm nur zu ihm. Du kannst Dich selbst nicht besser machen.« Soll er sich freuen, kann er sich freuen? Der Kampf ist groß, denn er hat wohl verstanden: Ich muss selbst zu diesem Jesus kommen. Ich selbst. Aber wie?

Am gleichen Tag hält Fräulein Eger wieder ihre Kinderstunde. Rainer ist unruhiger und frecher als je zuvor. Gleich nach der Stunde gibt es einen Wortwechsel, und ehe die erschrockenen Kinder wissen, was geschieht, schlägt Rainer mit seiner ganzen Kraft auf Fräulein Eger ein. Wie Bildsäulen bleiben die andern Kinder stehen. Was wird jetzt geschehen? Endlich sehen sie, wie Rainer aufhört zu schlagen und zu schimpfen. Fräulein Eger verlässt den Raum, ohne ein Wort zu sagen. Alles tut ihr weh. Und ihr Herz ist leergebrannt. Der Weg zu ihrem Zimmer scheint so weit wie noch nie.

Man hört keinen Laut. Der Schrecken sitzt den Kindern zu sehr in den Gliedern. Die Erzieherin seufzt auf: Endlich – das Zimmer. Jetzt nur allein sein. Gerade will sie eintreten, da steht ein Junge vor ihr: Rainer. Das Gesicht verzerrt vor Scham und Verzweiflung.

Sie kann nicht anders. Sie macht die Tür auf, und der Junge schlüpft hinein. »Rainer, möchtest du nicht endlich neu anfangen?« fragt sie leise. Da bricht der starke Junge zusammen und ruft, nein, schreit: »Aber nur mit Jesus!«

Nur mit Jesus! Das hat er getan. Als er nach einiger Zeit das Zimmer verläßt, ist er ein anderer Rainer. Die Kinder sehen ihn den Gang entlangkommen und gehen ihm aus dem Weg. Zum erstenmal tut Rainer das weh. Bisher kümmerte es ihn nicht.

Wieder sitzt er an seinem Tisch. Er muss es jemandem erzählen, und hier im Heim laufen alle vor ihm weg.

»Wie ich Dir alles schreiben soll, weiß ich nicht. Du weißt doch, ich bin der Bub, der erst meinte, er könnte es nicht packen. Stell Dir mal vor – ich bin so schlecht ... Als ich neulich an Dich schrieb, hatte ich Sehnsucht nach Jesus. Der hat böse Menschen gut gemacht ... Wir haben die Bibel, das Neue Testament gelesen – wir haben gekniet, wir haben zu Jesus gebetet. Mir war so wohl. Jetzt bemühe ich mich, gut zu bleiben, denn Du kannst mir glauben, ich habe Jesus mein Herz wirklich geschenkt.« Plötzlich hält er ein und denkt: Ich

werde es den andern Kindern auch sagen müssen. Was die dann wohl denken? Sie werden mir sicher nicht glauben. Und er schreibt: »Ob ich nun treu bleiben kann? Oder meinst Du, ich werde das Alte wieder tun?« – »Du kannst es heute genausowenig wie damals«, kommt die Antwort zurück, »aber der Herr Jesus kann es für dich. Und vergiss es nie: er ist nun immer bei Dir. Ein kleines Mädchen hat einmal seine Mutter gefragt: "Wer ist stärker, der Teufel oder ich?" – "Der Teufel ist stärker." – "Und Mutti, wer ist stärker, der Herr Jesus oder der Teufel?" Die Mutter lächelte: "Der Herr Jesus ist viel stärker." Da strahlte das kleine Gesichtchen auf einmal, und Margrit rief: "Mutti, dann verlasse ich mich auf den Herrn Jesus." Genauso darfst Du Dich auf den Herrn Jesus verlassen ...«

Einige Wochen später schreibt Rainer freudestrahlend: »Bis jetzt kann ich Dir berichten, dass ich noch nichts außergewöhnlich Böses getan habe. Der Heiland hilft wirklich. Aber viele Kinder haben noch Angst vor mir und meinen, ich wäre der alte Rainer.«

Genauso ist es. Die anderen können einfach nicht glauben, dass Rainer nicht mehr schlägt und hässliche Schimpfworte gebraucht. Manchmal muss er zwar die Lippen fest zusammenbeißen, wenn ihn die Wut packt wie früher. Warum er auf einmal in jeder Kinderstunde da ist und nicht mehr stört? Warum er in der Bibel liest, die er geschenkt bekommen

hat? Warum er nun, wenn er doch einmal böse war, geht und sich entschuldigt?

Warum? Er sagt es ihnen: »Der Heiland wohnt jetzt in meinem Herzen. Er macht mich so froh.« Die andern wagen nicht, laut zu lachen. Sie fürchten Rainers Fäuste. Und sie sehen auch, dass er anders ist. Irgend etwas ist tatsächlich geschehen. Jeder im Heim weiß es. Es ist viel schöner so. Manche denken nach. Andere aber spotten, zuerst leise, dann laut. Sie haben gemerkt, dass Rainer sich nicht mehr mit seinen Fäusten wehrt.

Aber der Junge lässt sich nicht beirren. Er kann es selbst nicht verstehen. Er weiß nur: Ich habe einen neuen Freund. So wie er früher Anführer zum Bösen war, gibt er jetzt den Anstoß zum Guten. »Wenn Fräulein Eger von ihrer Reise zurückkommt«, schreibt er eines Tages, »möchte ich ihr gern eine große Freude machen. Wir lernen schon alle ein neues Lied, aber ich möchte etwas aufsagen. Und da habe ich mir überlegt, ich will Psalm 119 auswendig lernen. Meinst Du, ob ich es schaffe? Du hast diesen Psalm doch sicher auch gelernt?« Mit der Taschenlampe lernt er abends im Bett, und nach vier langen Wochen ist es geschafft. Glücklicherweise steht er da und trägt den langen Psalm vor. Gottes Wort ist ihm ein Schatz geworden. Das spüren alle.

Keiner kann begreifen, was wirklich mit Rainer geschehen ist. Auch die Jungen, die ihn manchmal auslachen, werden nachdenklich.

Ob an Jesus wirklich etwas ist? Langsam, zögernd, kommen einige und sprechen mit ihm, fragen immer wieder. Rainer weiß noch nicht viel, aber Fräulein Eger hilft gern. Und bald sind es mehrere, die mit Rainer in der Bibel lesen und beten. »Wir haben jetzt Bewährungszeit«, schreibt eines von ihnen nach Wochen. »Fräulein Eger ist für das Heim unterwegs. Jetzt müssen wir stehen. Aber Jesus hilft uns. Du hast es ja leicht. Du bist immer bei so Frommen. Aber hier kämpfe mal. Und dann als Kind. Du, der Bub, der sich Jesus verschrieben hat, ist fast zu gut geworden.«

Allmählich gewöhnen sich die Kinder an den neuen Rainer. Die Kinderstunden mit Fräulein Eger sind immer besser besucht – bis eines Tages ein Erlebnis alles verändert.

Heute herrscht im Kinderheim ein Durcheinander wie in einem Ameisenhaufen. Überall stehen einige zusammen. Alle werfen einen scheuen Blick ins Besuchszimmer, dessen Tür offen steht. Eine Frau wartet darin. Auf wen?

Der Junge, auf den sie wartet, sitzt zum letztenmal in seinem Zimmer, hat ein Blatt vom Zeichenblock gerissen und schreibt, flüchtig, aufgeregt: »Eine Frau, die meine Mutter sein soll, holt mich von hier für immer ab. Ich kenne sie nicht. Wie nun wohl alles wird? Alle denken, ich packe, dabei schreibe ich Dir. Wo ich den Brief unbeobachtet in den Kasten stecke, weiß ich nicht. Ob wir weiter beten, Du für mich, ich für Dich? Da fällt mir ein Spruch ein:

„Meine Freude ist, dass ich mich zu Gott halte.“
Mein Wunsch: Halt mich treu, Herr Jesus, halt mich treu!«

Die weite Reise nach Schlesien beginnt. »Ein Glück, ich habe eine Bibel«, schreibt Rainer nach langen Monaten. »Hier in der Schule lerne ich auch Russisch. Es geht ganz gut. Wenn Advent wird, bin ich ein Jahr in Jesus. Nicht meine Kraft, nur Jesus hält mich. Nur den alten Leuten kann ich etwas von Jesus sagen, die jungen lachen mich alle aus.« Er hat keine Angst mehr vor dem »alten« Rainer, der so schnell aufbrauste und um sich schlug. Denn er erlebt jeden Tag: Jesus hält mich.

In seinen freien Stunden hilft Rainer schon fleißig mit im Bergwerk. Das erste selbstverdiente Geld macht besondere Freude. Tag für Tag ist er da, bis er eines Tages stürzt. Der Krankenwagen bringt ihn nach Breslau ins Krankenhaus. Oft ist er ohne Bewusstsein. Sobald er kann, spricht er. Vom Heiland erzählt er. Seine Augen strahlen immer wieder, und er freut sich darauf, seinen besten Freund bald, bald zu sehen.

»Früher war mein Junge wie mein Mann«, schreibt die Mutter kurz nach seiner Beerdigung. »Aber dann wurde er so sanft, so treu. Ich kenne diesen Jesus ja nicht, aber Rainer sprach immer von ihm. Ich hätte nie geglaubt, dass jemand sich so verändern kann. Und es tut mir so weh, dass er nicht mehr da ist. Seine Bibel hatte er immer bei sich. Ich kann mit dem

Buch nichts anfangen. Darum schicke ich es Ihnen als Erinnerung.«

Nun ist Rainer schon beim Herrn Jesus. Wie schön es da ist, können wir uns nicht ausdenken. Aber die Bibel, die Rainer so liebte, sagt uns: »Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, was in keines Menschen Sinn gekommen ist, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben.«



Ist noch Zeit?

Mit vielen anderen Kindern kam Hans fast jeden Sonntag zum Kindergottesdienst. Er sang die Lieder mit und hörte die Geschichten. Jeden Sonntag bekam er ein Blättchen; darin stand noch einmal die Geschichte und ein Vers, den man sich besonders merken konnte. Ja, er hatte wirklich richtig gehört, heute hieß dieser Spruch: »Gib mir, mein Sohn, dein Herz!« Ob auch Hans damit gemeint war? Aber er dachte: Dazu habe ich noch Zeit, es muss ja nicht gerade heute sein! Und dann vergaß er es.

Jahre vergingen. Der kleine Hans war jetzt Student. Wieder hörte er die Worte: »Gib mir, mein Sohn, dein Herz!« Wieder sagte ihm die böse Stimme: Es ist noch Zeit!

Wieder vergingen viele Jahre, und aus dem Studenten wurde ein Minister. Viele Leute kannten ihn. Ein alter Staatsmann wollte ihm helfen. Er schrieb ihm das Bibelwort: »Gib mir, mein Sohn, dein Herz!« Aber immer noch dachte Hans: Noch habe ich Zeit. Er fuhr in andere Länder, um mit großen Staatsmännern zu verhandeln. Als er eines Tages in Paris war, wurde er krank. Von seinem Krankenlager konnte er nicht mehr aufstehen. Seine letzten Worte waren: »Zu spät!«

Schon als kleiner Junge hatte er den Ruf des Herrn Jesus gehört: »Gib mir, mein Sohn, dein Herz!« Aber er hatte immer gemeint, es bleibe noch viel Zeit. So hatte er die Entscheidung hin-

ausgeschoben. Aber auf einmal war es dann zu spät gewesen.

»HEUTE, SO IHR SEINE STIMME HÖRT, SO
VERSTOCKET EUER HERZ NICHT!«
(Psalm 95, 7. 8)

Auflösung der Rätsel

Seite 18: *Was man täglich gebrauchen sollte*

1. heiß
2. ernst
3. innen
4. lang
5. immer
6. ganz
7. eckig
8. sauer
9. krumm (k=c)
10. hoch
11. richtig
12. inwendig
13. fleißig
14. teuer = Heilige Schrift.

Seite 19: *Wer gehört zu wem?*

1. Goliath (1. Sam. 17)
2. Esau (1. Mo. 27)
3. Herodes (Apg. 24, 24)
4. Onesimus (Philemon)
5. Rebekka (1. Mose 24)
6. Sara (1. Mose 17,15)
7. Adam (1. Mose 3,20)
8. Maria (Lukas 2) = Gehorsam.

Seite 26: *Wer ist das?*

1. Der reiche Jüngling (Matth. 19, 16–22)
2. Petrus (Lukas 22, 33; 5 4–62)
3. Die Frau am Jakobsbrunnen (Joh. 4)
4. Der verlorene Sohn (Luk. 15, 11–32)
5. Thomas (Joh. 20, 24–29)
6. Die große Sünderin (Luk. 7, 36–50)
7. Zachäus (Luk. 19, 1–10)
8. Der barmherzige Samariter (Luk. 10, 30–37)
9. Der Zöllner im Tempel (Luk. 18, 10–14)
10. Maria von Bethanien (Luk. 10, 38–41)

Seite 27: *Wie heißt dieser Spruch richtig?*

»Wer den Sohn Gottes hat, der hat das ewige Leben« (1. Johannes 5, 12).

Seite 40: *Ergänzungsrätsel*

»Lasset die Kindlein zu mir kommen« (Markus 10, 14).

Seite 53: *Kreuzworträtsel*

Waagerecht: 1. Mast 2. da 3. Auto 5. Stube 8. eilen 9. SG 10. Nie 12. Eisen 15. Aral 16. na

Senkrecht: 1. Moses 2. DO 4. Tenne 6. Tiger 7. See 11. Inn 13. Ia 14 SL

Seite 59: *Wer – wo?*

1. Ur (1. Mose 11, 31)
2. Nazareth (Luk. 2, 4)
3. Tarsus (Apg. 9, 11)
4. Sodom (1. Mo. 19, 1)
5. Damaskus (1. Mo. 15, 2. 3)
6. Ägypten (2. Mo. 6, 28–29)
7. Patmos (Off. 1, 9)
8. Babel (Dan. 2. 12–14)
9. Bethanien (Joh. 11, 1)

Seite 65: *Bildrätsel*

Holländerin, Eskimo, Indianer, Lappe,
Araber, Neger, Deutscher = Heiland

Seite 92: *Große Wäsche*

Waagrecht wie senkrecht: 1. Eile 2. Igel
3. Leib 4. Elbe

Seite 93: *Ergänzungsrätsel*

1. Gras, 2. Nacht, 3. Abend, 4. Dach, 5.
Eisen

Seite 100: *Der verlorene Sonntagsschulspruch*

»Himmel und Erde werden vergehen,
aber meine Worte werden nicht verge-
hen« (Lukas 21, 33).

»Tante Ruth, erzähl uns eine Geschichte!«, heißt es immer wieder, wenn ich irgendwo hinkomme. Und dann erzähle ich eben, denn ich tue es gern. Besonders, wenn es Geschichten sind, die davon berichten, wie Jungen und Mädchen wie ihr den Herrn Jesus kennengelernt haben.

Zwischen den Geschichten findet ihr Quizfragen, Rätsel, Spiele und kleine Bastelanregungen. Manche löst ihr am besten allein. Andere kann man besser abends mit Vati und Mutti spielen oder mit den Geschwistern und Kindern aus der Nachbarschaft. Und einiges paßt vielleicht sogar in die Sonntagsschule und den Kindergottesdienst.

**Seid von Herzen
froh dabei.**



CHRISTLICHE
MISSIONS-
VERLAGS-
BUCHHANDLUNG

ISBN 3 - 932308 - 08 - 5